

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
 von Rudolf Pechel*

AUS DEM INHALT:

Heinrich Baron: Das Geheimnis des September 1938 / Johannes von Elmenau: Geschichte, Volkscharakter und Demokratie
 Egon von Petersdorff: Der „ungerechte“ Krieg / Richarda Lotter: Die psychologischen Voraussetzungen einer Leistungssteigerung / Wilhelm Röpke: Wilhelm Lautenbach / Erika Hantel: Noras Rückkehr
 Zum 50. Todestage von Theodor Fontane / Hugo Hartung: Neues Sehen – neue Schau / Europa – eine geistige Realität / Diskussion mit Heinz-Winfried Sabais / Max Krell: Fünfzig Rosen

71. JAHRGANG

Heft 9

SEPTEMBER 1948

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · DR. RUDOLF PECHEL
 BERLIN · STUTT GART

Deutsche Rundschau

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

71. Jahrgang, Heft 9

September 1948

Inhaltsverzeichnis

HEINRICH BARON: Das Geheimnis des September 1938	181
JOHANNES VON ELMENAU: Geschichte, Volkscharakter und Demokratie ..	191
EGON VON PETERSDORFF: Der „ungerechte“ Krieg	198
Lebendige Vergangenheit: Constantin Frantz	204
RICHARDA LOTTER: Die psychologischen Voraussetzungen einer Leistungs- steigerung	206
WILHELM RÖPKE: Wilhelm Lautenbach	213
ERIKA HANTEL: Noras Rückkehr	215
Zum 50. Todestage von Theodor Fontane	227
HUGO HARTUNG: Neues Sehen — neue Schau	229
Diskussion mit Heinz-Winfried Sabais	233
Europa — eine geistige Realität	238

Rundschau

Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands S. 239 — Frankfurt und kein Ende S. 239 — „Freitische für Kulturschaffende“ S. 241 — Ein Zeuge der Wahrheit S. 243 — Ein vernünftiger Weg für das Jugendschrifttum S. 243 — Kanonen statt Butter S. 244 — Die UN wird aktiv S. 244

Auslandsstimmen

„Rußlands politische Strategie“ S. 245 — Berlin im Mittelpunkt der Weltpolitik S. 246 — „Rußlands Drängen zum Mittelmeer“ S. 247 — „Geheimnisse der russischen Politik“ S. 247 — Die Gründe von Titos Frontwechsel S. 248 — Der Kommunismus in Europa S. 248 — Beiderseitige Angst S. 249 — Paasikivi ist kein Benesch S. 249 — Die nordische Uneinigkeit S. 249 — „Der Kampf für Deutschland“ S. 250 — Deutschland und Frankreich S. 250 — „Zur Frage der europäischen Wirtschaftsunion“ S. 250

MAX KRELL: Fünfzig Rosen 251

Literarische Rundschau

Geschichte S. 255 — Erzähltes S. 256 — Wertbeständiges S. 258

Die Stuttgarter Ausgabe wird herausgegeben mit Genehmigung der Publications Control Branch, ICD, OMG Württemberg-Baden.

Auflage: 10 000.

Erscheint: monatlich.

Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Mecklenburgallee 22, Fernruf: 97 93 94.
Süddeutsche Redaktion: Stuttgart S, Neefstraße 3, Fernruf 91 067.

Herstellung: Rotationsdruck Wilhelm Schlecht'sche Buchdruckerei, Böblingen-Württ., Bahnhofstr. 27, Fernruf: Nr. 609.

Auslieferung: Süddeutsche Redaktion Stuttgart Süd, Neefstraße 3, Fernruf 91 067.

Anzeigenverwaltung: Carl Gabler, München 19, Aiblinger Str. 2, und Stuttgart, Fischerstr. 9, Fernruf 92354. Bestellungen: bei jeder Buchhandlung oder direkt bei der Süddeutschen Redaktion.

Bezugspreis: vierteljährlich 4.80 DM. zuzüglich Postüberweisungs-Spesen. Einzelheft 2.— DM.

Zahlungen: Postscheckkonto Nr. 17 444 Amt Stuttgart. Bankkonto: Städt. Girokasse Nr. 83 778 Stuttgart.

Anzeigenpreis: laut Tarif Nr. 1.

Nachdruck: nur mit vorheriger Zustimmung der Schriftleitung gestattet, Übersetzungsrechte vorbehalten.

Manuskripte: unverlangt werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Das Geheimnis des September 1938

Zehn Jahre nach den Ereignissen hat der Monat September 1938 sein großes Geheimnis immer noch nicht völlig preisgegeben. Während des Krieges und kurz hinterher schien es sogar in das Dunkel der Geschichtslosigkeit versinken zu wollen. Aber die seit 1946 vor dem Forum der Weltöffentlichkeit durchgeführte europäische Gewissenserforschung hat den Ereignissen des Monats September 1938 jetzt schon einen besonderen Platz in der großen Katastrophe angewiesen. München liegt genau auf der Zäsur zwischen der Periode Hitlerscher Außenpolitik, die das Risiko eines Krieges in sich trug, und der Phase, in der der Krieg für ihn bewußt das Mittel seiner Außenpolitik wurde. München hat den Krieg ausgelöst.

War München, war der Krieg vermeidbar? Vor den Gräbern von Millionen Europäern, im Angesicht des unvorstellbaren Leids, der zerstörten Städte und Landschaften und im Bewußtsein des unwiderruflichen Verlusts der Weltführung wird diese Frage heute in allen Teilen der europäischen Völkerfamilie gestellt. Sie ist nicht von uns aufgeworfen worden, aber einmal erhoben muß und kann sie nur mit der Offenlegung der vollen Wahrheit beantwortet werden.

Churchill spricht in dem ersten Band seiner Memoiren von dem „unnötigen Krieg“. Er hielt ihn also für vermeidbar und hat diese Ansicht nicht geändert. Er kritisiert die nach München führende Außenpolitik Chamberlains mit bissiger Schärfe, läßt die Frage nach einer Alternative jedoch im wesentlichen unbeantwortet. Es ist vorläufig noch nicht möglich, zu sagen warum er die ihm bekannten Elemente einer solchen Alternative nicht genauer beschreibt.

Georges Bonnet, Frankreichs Außenminister zwischen dem 10. April 1938 und dem 15. September 1939, sieht München mit anderen Augen. In dem ersten Band seiner Erinnerungen, der unter dem Titel „De Washington au Quai d'Orsay“ bei Constant Bourquin in Genf erschienen ist, stellt er das Abkommen als schicksalhaftes Ergebnis einer langen Kette von Ereignissen dar, die zwischen 1919 und 1938 den Abstieg Frankreichs von dem Platz der europäischen Führungsmacht kennzeichnen.

Der Advokat Georges Bonnet verteidigt den Außenminister Georges Bonnet, der einen wesentlichen Teil der Verantwortung für München zu tragen hat. Er plädiert nicht schlecht, aber er verteidigt eine schlechte Sache.

Mit größtem Eifer trägt der Advokat alles zusammen, was den Klienten entlastet. Die französischen diplomatischen Akten von 1938 und 1939 befanden sich während des Krieges im Original oder in einer Kopie bei ihm in seinem Refugium in Périgord. Wie erinnerlich, wurden die meisten seiner Ministerkollegen von 1938 während der Amtszeit Pétains vor den Richter gestellt. Als der Prozeß nicht so lief, wie Hitler und Ribbentrop erwarteten, wurden sie in ein Konzentrationslager nach Deutschland gebracht. Bonnet dagegen geschah nichts, weder von seinen Landsleuten noch von den Deutschen, obwohl er im September 1939 Deutschland formell den Krieg erklärt hatte. In der Ruhe seiner Zurückgezogenheit konnte er seine Papiere studieren, klassi-

fizieren und interpretieren. Als der Kanonendonner aus der Gegend der Normandie den Frieden störte, zog er es vor, in die Schweiz überzusiedeln, um seine Arbeit fertigzustellen. Auch nach Beendigung der Feindseligkeiten hörte der Advokat nicht auf zu sammeln, was dem Klienten nützen könnte. Die Anklageakten gegen Göring, Ribbentrop und Keitel zum Beispiel boten ihm manches Interessante zur Unterstützung seiner These. Bücher, in dieser Zeit und Atmosphäre schnell und konjunktursicher geschrieben, Zeitungsartikel, die auf der Grundlage winziger Details pompöse Verallgemeinerungen verkündeten, wurden von seiner kundigen Hand zu schmückenden Zitaten ausgefeilt. Anfang 1946 war die Arbeit fertig, und so erschien dieses Buch, das von vielen Beurteilern als Ersatz der noch nicht einmal angekündigten amtlichen französischen Aktenpublikation über München angesprochen wurde. „Wir haben, ohne etwas zu verschleiern, das französische Dossier geöffnet, ein Plädoyer ist nicht notwendig. Wer es liest, wird daraus schließen, daß Frankreich ohne Vorwurf ist. Die französischen Minister haben eine französische Politik gemacht. Die Zukunft wird das ohne Zweifel anerkennen“ (Seite 332).

Im Oktober 1938 wurde in einem kleinen Kreise von Deutschen, Franzosen und Engländern oft die Frage erörtert, was Bonnet mit seiner Politik eigentlich erreichen wollte. Es bestanden viele Hypothesen, aber es gab keine befriedigende Antwort. Auch dieses Buch läßt die entscheidende Frage offen. Eine Analyse seiner wirklichen politischen Substanz ergibt folgendes: Bonnet wollte Hitler daran hindern, ohne Zustimmung Frankreichs und Englands die Tschechoslowakei zu zerstören. Das hat er erreicht. Denn in München gaben Daladier im Namen Frankreichs und Chamberlain im Namen Englands feierlich ihre Zustimmung dazu. Erst dann marschierte Hitler ein. Aber — ist hiermit die Politik Bonnets vor der europäischen Geschichte gerechtfertigt?

Wenn im September 1938 an der Spitze der französischen Außenpolitik ein Hitler ebenbürtiger Gegenspieler gestanden hätte, würde mit höchster Wahrscheinlichkeit im Oktober 1938 das Regime in Deutschland beseitigt worden und das Jahr 1939 mit der Errichtung eines allen europäischen Völkern gerecht werdenden neuen Friedensstatuts ausgefüllt gewesen sein. Die Kräfte, die damals als europäische Opposition gegen Hitler zusammengefügt werden konnten, reichten zu seiner Vernichtung aus, ohne daß bei diesem Prozeß der Friede gefährdet zu werden brauchte. Was jetzt durch die Zeugnisaussagen des ehemaligen Generalstabschefs Halder, Erich Kordts und Weizsäckers in Nürnberg bekannt wurde, bildete im September 1938 die Grundlage des deutschen Beitrags einer gemeinsamen europäischen Abwehrfront gegen Hitler. Zum erstenmal war in diesem Monat eine Übereinstimmung zwischen den schwankenden Gestalten der Bendlerstraße und den politischen Oppositionsgruppen um Beck und Goerdeler zustande gekommen. Bei Beginn des Monats mußten die Generale mit einem Krieg am Ende des September rechnen, der sie gleichzeitig im Osten, Südosten und Westen zum Kampfe zwang. Einen solchen Krieg konnten sie nach ihrem eigenen Urteil nicht gewinnen, wie groß auch Anfangserfolge sein würden. Die geistige Erbschaft Seeckts: „Nie wieder ein Zweifrontenkrieg!“ war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Auch die staatspolitische Doktrin Hammersteins war noch lebendig, der Soldat müsse zwischen den permanenten Interessen des Landes und denen eines Regimes unterscheiden. Wenn ein Regime den permanenten

Interessen des Landes gefährlich würde, habe der Soldat Land über Regime und Staat über Partei zu stellen. Der Entschluß der Generale, Ende September eher Hitler zu beseitigen als einen Zweifrontenkrieg zu akzeptieren, wurde also aus rein militärischen Erwägungen gefaßt und hat a priori mit Politik nichts zu tun. Der Staatsstreich, den sie zu vollziehen hatten, würde erst in seiner Auswertung durch Beck und Goerdeler eine politische Aktion geworden sein. Hitler erklärte zwar in engstem Kreis politischer und militärischer Mitarbeiter am 18. Juni den Befehl zum Marschieren nur dann geben zu wollen, wenn er gewiß wäre, daß Frankreich sich ruhig verhalten und England deshalb auch nicht intervenieren würde. Aber die Nachrichten, die die Herren der Bendlerstraße Anfang September aus Paris, London und Moskau erhielten, sprachen alle eindeutig von einer festen Haltung Frankreichs, Englands und Rußlands. Sie ließen keine andere Deutung zu als die, der Krieg stehe kurz bevor. Daladier versicherte, die Verbindlichkeiten Frankreichs gegenüber der Tschechoslowakei seien heilig und könnten nicht umgangen werden. Die Wehrmachtsattachés waren von der Vertragstreue Frankreichs überzeugt und konnten auch gar keine andere Meinung haben. In den Kreisen ihrer Bekanntschaft würde ein geäußelter Zweifel an der französischen Vertragstreue wie eine persönliche Beleidigung aufgefaßt und behandelt worden sein. In der gleichen Situation befanden sich auch die deutschen Diplomaten in den genannten drei Hauptstädten.

Nur Hitler und seine Agenten haben Bonnet und seine Freunde von Anfang an richtig beurteilt und sind überzeugt gewesen, einen Weg finden zu können, um ihr Ziel zu erreichen, ohne daß die französische Armee sich rührte.

Das Geheimnis des September 1938 lautet also: Wären Frankreich und England hart geblieben, so würde nicht nur der Friede gerettet, sondern gleichzeitig durch Beseitigung des Regimes der Weg für eine vernünftige Neuordnung in Europa freigeworden sein. Nicht die französische, die russische Armee, die englische Flotte oder die Luftwaffen der drei Länder hätten diesen fundamentalen Umschwung herbeigeführt, sondern eine deutsche Division und einige deutsche Panzerverbände, die in der ersten Hälfte des September im Rahmen des Aufmarsches gegen die Tschechoslowakei für diesen Zweck ihre Stellungen bezogen. Deutsche Politiker, deren Liebe zum deutschen Vaterland sie für die Zukunft Europas und seiner Völker mitverantwortlich machte, standen bereit, nach gelungenem Staatsstreich zusammen mit England, Frankreich und allen anderen Staaten unseres Kontinents das neue europäische Haus zu bauen, das allen Raum zum Leben und Luft zum Atmen geben sollte.

Dieses Geheimnis ist sehr gut gewahrt worden. Vor einiger Zeit zeichnete Léon Blum auf Grund der ihm bekannt gewordenen eidlichen Aussagen in Nürnberg das gleiche Bild der Septembersituation und fragte dann, wer von dem vorbereiteten Staatsstreich in Berlin etwas gewußt habe. Seine Antwort lautete: Niemand. Weder im September 1938 noch überhaupt bis zu den Nürnberger Prozessen sei die Tatsache des vorbereiteten deutschen Putsches gegen Hitler bekannt geworden. Er verwies auf die Memoiren Winston Churchills und meinte, der frühere englische Ministerpräsident würde diese schwere Belastung der Politik Chamberlains sicher nicht verschwiegen haben, wenn er über die Berliner Septembersituation unterrichtet gewesen wäre. Dies ist ein

Irrtum. Churchill war unterrichtet. Freilich kann ich nicht erklären, warum er diese wichtigen geschichtlichen Tatsachen in seinen Memoiren unausgesprochen läßt. Blum erwähnt weiter eine Unterhaltung mit Lord Halifax, die vor zwei Jahren in Washington stattfand. Der Außenminister Chamberlains habe ihm gestanden, die Frage, ob Hitler im Augenblick von München überwunden werden konnte, höre nicht auf, sein Gewissen zu beunruhigen. Weil Halifax ihm weiter nichts sagte, schließt Blum, auch dieser habe von den Vorbereitungen zum Staatsstreich gegen Hitler nichts gewußt. Das ist ebenfalls ein Irrtum. Halifax war genau im Bilde. Der größte Irrtum von Blum besteht aber in seiner Annahme, in Paris sei niemand unterrichtet gewesen. Ich kann dies sagen, ohne Gefahr zu laufen, dementiert zu werden, weil ich selbst es getan habe. Ich besaß einen französischen Freund, dessen enge Verbundenheit mit einem Mitglied des französischen Kabinetts ihm erlaubte, wirkungsvoll, wenn auch indirekt, auf die Führung der politischen Geschäfte Frankreichs Einfluß auszuüben. Seine zahlreichen anderen Beziehungen eröffneten weitere Gelegenheiten, auf die Diplomatie seines Landes einzuwirken. In der Nacht vom 31. August zum 1. September 1938 erfuhr dieser französische Freund von mir in einem Café an der Ecke Rue de Rivoli und Boulevard St. Denis alle Einzelheiten der Berliner Verschwörung. Ich sagte ihm, die deutschen Generale glaubten sich zu der Aktion nur dann berechtigt und der Unterstützung des deutschen Volkes nur dann sicher, wenn sie im Augenblick höchster Gefahr der sichtbar gewordenen Katastrophe eines neuen Weltkrieges durchgeführt werden müßte. Er erfuhr in dieser Unterhaltung auch, welche Politik die deutsche Oppositionsführung in Berlin von Frankreich und England erwartete, daß Hitlers Termin zum Einmarsch in die Tschechoslowakei der 1. Oktober 1938 sei und der Staatsstreich also einige Tage vorher unternommen würde, wenn die französische und die englische Regierung ihre Taktik im Spiel mit Hitler auf die Wünsche der deutschen Oppositionsführung abstellten, kurzum, wenn sie sich zu einer stillschweigenden Allianz mit der deutschen Opposition zur Beseitigung Hitlers und zum Aufbau eines neuen Europas bereit fänden.

Eine ähnliche politische und persönliche Freundschaft verband mich auch mit einem Engländer, der in London im stetigen Kontakt mit Kabinettsmitgliedern und engsten Mitarbeitern von Kabinettsmitgliedern lebte. Er kam am 3. September 1938 auf ein Telegramm von mir nach Paris und erfuhr die gleichen Informationen am gleichen Tage während eines gemeinsamen Essens im Restaurant Bouteille d'Or auf dem Quai de Montebello. Das Wesentliche davon war ihm schon durch einen gemeinsamen deutschen Freund bekannt, der damals in Bern saß. Der Franzose wie auch der Engländer wußten, daß meine Informationsquelle Dr. Rudolf Pechel war, Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, dessen enge Beziehung zu Beck, Goerdeler und den anderen deutschen Oppositionsführern sie kannten. Sie wußten auch, daß ich meine Informationen über einen sicheren Freund in Bern erhielt, der wiederum dem Engländer persönlich bekannt war. Sie kannten mich und meine Freunde seit Jahren, und seit Jahren arbeiteten wir auf den Tag hin, an dem eine erfolgreiche, das heißt mit der nach Lage der Dinge unumgänglich notwendigen Unterstützung der deutschen Generale unternommene Aktion gegen Hitler wirklich mit Aussicht auf Gelingen durchgeführt werden konnte. Sie teilten ohne Einschränkung meine und meiner Freunde Ansicht, daß die Stunde dazu im September 1938

gekommen war, und taten ihrerseits alles, um diesen Monat zum Geburtsdatum eines neuen und glücklicheren Europas zu machen.

In diesem Monat September 1938 wurde hinter den Kulissen des großen Welttheaters eine Schlacht geschlagen, die wegen der Eigenart ihrer Fronten ihresgleichen sucht. Zum erstenmal bestimmte nicht die Zugehörigkeit zu einer Nation, sondern die Verbundenheit in einer gemeinsamen europäischen Idee die Alliierten. Die Schlacht ging für uns verloren und damit auch die letzte Chance Europas, von Hitler ohne einen allgemeinen Krieg befreit zu werden. Dieser Ausgang stand in den Nachtstunden des 26. September fest.

Es ist mir aus räumlichen Gründen nicht möglich, alle Einzelheiten zu nennen und zu bewerten, die diese tragische Wendung herbeiführten. Ich möchte mich auf zwei Aspekte beschränken, die ihren Schwerpunkt bestimmten.

1. Die Ausschaltung der Russen. Die Tschechoslowakei war durch Verträge mit Frankreich und Rußland derart gesichert, daß die Russen marschieren mußten, wenn die französische Hilfe wirksam geworden war. Am 2. September 1938 hatte der französische Geschäftsträger in Moskau, Payart, die entscheidende Unterhaltung mit Litwinow über das Ingangbringen dieses Vertragswerks. Nach der Erklärung des damaligen Außenkommissars Litwinow waren die Russen entschlossen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Da diese nach den Texten der französischen nachgeordnet waren, wollte der Russe wissen, in welcher Form Frankreich seine Hilfe wirksam machen würde. Darauf gab Payart instruktionsgemäß eine ausweichende Antwort. Die Schwierigkeit für die Russen bestand in der Weigerung Polens und Rumäniens, den Russen das Durchmarschrecht zu geben. Litwinow wünschte, auf Grund des Artikels 11 der Genfer Satzung (bestehende Kriegsgefahr) den Völkerbundsrat einzuberufen, um mit seiner Hilfe Warschau und Bukarest dazu zu bringen, die Russen durch ihre Länder in die Tschechoslowakei marschieren zu lassen. Dies alles wird von Bonnet aus dem Telegramm Payarts zitiert. Er verschweigt aber den weiteren Vorschlag Litwinows, unverzüglich Generalstabsbesprechungen zwischen Rußland, Frankreich und der Tschechoslowakei einzuleiten, um die Mittel und das Ausmaß der französischen und russischen Hilfe festzulegen. Dieses Angebot fiel in Paris unter den Tisch. Würde am 6. September, als der Nürnberger Parteitag begann, die Nachricht von dem Beginn derartiger Besprechungen über die Welt gegangen sein, so hätte allein sie schon einen außerordentlich wirksamen Einfluß gehabt. Polen und Rumänien würden ihre Haltung erneut zu überprüfen gehabt haben, nunmehr aber mit der Aussicht, daß es Ernst wurde. Die militärische Verschwörergruppe in Berlin hätte solche Besprechungen als Bestätigung dessen beurteilt, was sie am meisten fürchtete und was überhaupt der Grund für die Verschwörung war: der Zweifrontenkrieg. In der Folge fanden noch mehrmals derartige diplomatische Fühlungen zwischen Frankreich und Rußland statt. Sie brachten die Lage aber keinen Schritt voran. Nach Bonnets Darstellung war und blieb die russische Hilfe wegen der Weigerung der Polen und Rumänen unwirksam, die Russen durch ihre Länder marschieren zu lassen. Am 11. September sprach Bonnet den russischen Außenkommissar in Genf. Litwinow machte verzweifelte Anstrengungen, die Prozedur des Völkerbundsrats in Gang zu bringen, um mit der Kollektivsicherheit auch sich selbst und seine Politik zu retten. Aber

Bonnet wollte davon nichts wissen. Halifax war überhaupt nicht nach Genf gekommen, und Bonnet fuhr am gleichen Tage abends nach Paris zurück. Die Russen wurden systematisch aus dem Spiel herausgehalten. Die Bonnet nahestehende Pariser Presse musizierte die Begleitung zu dieser Politik. Wer in jenen Septembertagen in Paris es wagte, der russischen Armee einen militärischen Wert beizumessen, wurde entweder ausgelacht oder als Bolschewist verschrien. Mit Bonnets Weigerung, den Völkerbundsrat einzuberufen, blieb das ganze europäische Vertragssystem in dieser Krise unausgenutzt. Denn außer der französisch-polnischen Allianz, die ihren eigenen Automatismus hatte, war das Wirksamwerden aller anderen Verträge und Pakte von einem Genfer Beschluß abhängig. Die Maschine lief nicht. Der Maschinist aber beklagt sich noch darüber, obwohl er den Haupthebel der Schalttafel nur herunterzureißen brauchte. Man stelle sich nur einen Augenblick vor, ein Mensch wie Churchill wäre französischer Außenminister gewesen!

2. Die Rolle Englands. Anlässlich des Besuchs von Daladier und Bonnet in London am 27. und 28. April 1938 wurde von ihnen die tschechoslowakische Frage mit Chamberlain und Halifax besprochen. Daladier plädierte für eine feste Politik, wenn Hitler sie anschneiden sollte. Aber Chamberlain wollte England nicht binden. Er hielt zu diesem Zeitpunkt die Sicherung des Friedens in Böhmen noch durch die Umwandlung der Tschechoslowakei in einen föderalen Bundesstaat mit gleichen Rechten für alle Nationalitäten für möglich. Nach schwierigen Verhandlungen fanden sich Daladier und Bonnet bereit, zusammen mit England in diesem Sinne auf Prag einzuwirken. Am 12. Mai war Henlein, der nationalsozialistische Gauleiter im Sudetenland, in London und erfuhr so ziemlich alle Einzelheiten dieses Spiels. Auf seiner Rückreise besuchte er Hitler in Berlin, der nunmehr eine Gelegenheit sah, die Tschechoslowakei zu zerbrechen, ohne daß das französisch-russische Vertragssystem in Kraft trat. Am 28. Mai unterbreitete er seinen engsten Mitarbeitern den Plan, am 1. Oktober das Sudetenland zu besetzen. Inzwischen wurde in Prag verhandelt und das, was dort an Widerstandskraft vorhanden war, ausgehöhlt. Denn jener Londoner Beschluß, der bis München die Richtlinie der englischen und französischen Politik blieb, kam in seinen Auswirkungen Hitlers Absichten in einer Weise entgegen, wie er es sich nicht besser wünschen konnte. Churchill vergleicht in seinen Memoiren die französische und englische Regierung mit zwei überreifen Melonen, die gegeneinander gepreßt wurden, während das Blitzen von Stahl notwendig gewesen wäre. Aber hier konnte es nicht blitzen, weil kein Stahl vorhanden war. Am 28. April wurde die Affäre in einen Zug gesetzt, der nach München fuhr, von München in den Krieg und nach dem Kriege nach Prag. Von den Unterhaltungen der französischen und englischen Minister am 28. April 1938 führt ein gerader Weg zu den Ereignissen des 25. Februar 1948 in Prag. Die in voller Unkenntnis mitteleuropäischer Tatbestände gefaßten Beschlüsse haben für die Bewohner der Tschechoslowakei furchtbare Folgen gehabt. Natürlich wäre die Frage der Sudetendeutschen einmal zu lösen gewesen, und in einer europäischen Föderation würde das auch keine Schwierigkeiten gemacht haben. Aber jetzt sind die Deutschen aus ihrem alten Siedlungsgebiet vertrieben, und die Tschechen haben ihre politische Freiheit verloren. Die Russen, damals bewußt und mit allen Raffinessen diplomatischer Kleinkunst aus dem Spiel herausgehalten, herrschen heute bis zum

Böhmerwald, und Frankreich und England haben auf die Entwicklung in diesem europäischen Gebiet jeglichen Einfluß verloren.

Ist es deshalb unbillig, heute zu fragen, wer eigentlich den Gauleiter des Sudetenlandes nach London eingeladen hat? Wer ihm die Tore der Königlichen Gesellschaft für auswärtige Angelegenheiten öffnete? Wer seine Unterhaltungen mit den führenden Persönlichkeiten der englischen Politik arrangierte, deren Ergebnisse Hitlers Angriffsplan reifen ließen? Vergeblich haben wir rechtzeitig unsere englischen Freunde gewarnt. Henlein sei lediglich ein Bauer auf dem Schachbrett Hitlers, und es sei unmöglich, auf ihm eine gegen Hitler gerichtete Politik aufzubauen. Selbst wenn er es ehrlich meine, würde er in dem Augenblick von der Szene verschwinden, den Hitler für opportun hielte. Dieser Termin war am 10. September gekommen. Vergeblich suchten an diesem Tage ausländische Journalisten Henlein auf dem Nürnberger Parteitag. Er war in die Schweiz gefahren. Dort traf er mit meinem englischen Freund zusammen, der mir seine Unterhaltung während eines kurzen Aufenthaltes in Le Bourget bei seinem Rückflug nach London erzählte. Henlein war völlig ausgeschaltet. Seine Abgeordneten erhielten ihre Befehle direkt von Hitler, und unter den Sudetendeutschen selbst war die Führung an die Vertreter Himmlers übergegangen. Alles, was wir vorausgesagt hatten, war bis auf den Punkt auf dem I eingetroffen.

Doch zurück zu Bonnet. Während des Besuchs des englischen Königspaares in Paris am 20. Juli erfuhr er von Lord Halifax einige Minuten vor dem großen Festbankett, Chamberlain habe die Absicht, Runciman als Mittler und Schlichter nach Prag zu schicken, weil die Verhandlungen zwischen Tschechen und Sudetendeutschen nicht vom Fleck kämen. Gab es eine französische Politik? Es schien nicht so. Bonnet sagte zu der englischen Absicht weder ja noch nein. Er ließ die Engländer einfach gewähren. Freilich mußte selbst er Chamberlains Erklärung vor dem Unterhaus am 26. Juli 1938 dementieren, Runciman sei auf Einladung von Prag in die Tschechoslowakei gefahren. Nein, dieser Mittler und Schlichter wurde Prag von Chamberlain aufgezwungen. Als Runciman am 14. September endlich seinen Bericht in London ablieferte, enthielt er nichts anderes als den Teilungsplan, den Hitler am Tage darauf Chamberlain in Berchtesgaden vorlegte.

Damit war Hitler in die unmittelbare Nähe des Sieges gekommen. Daladier und Bonnet stimmten am 18. September in London dem Teilungsplan zu. Am 19. September abends übergab Bonnet dem tschechoslowakischen Gesandten in Paris, Osuski, die Entscheidung. Von Verhandlungen mit Prag war keine Rede. Beim Verlassen des Quai d'Orsay liefen Osuski die Tränen über die Wangen. „Sehen Sie mich an“, sagte er den ihn umringenden Journalisten, „ich bin ohne Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt. Ja ich bin nicht einmal angeklagt worden.“ Aber Prag gab sich noch nicht geschlagen. Es wollte den Teilungsplan nicht annehmen, sondern das in den deutsch-tschechoslowakischen Verträgen vorgesehene Schiedsgericht anrufen. So kam es in den Nachtstunden des 20. September zu den dramatischen Notenwechseln und Telefongesprächen zwischen Prag und Paris, die mit der ultimativen Forderung Bonnets endeten: Entweder wird der Plan angenommen oder auch Frankreich läßt die Tschechoslowakei völlig fallen. Dieses peinliche Aktenstück macht dem Advokaten Bonnet einige Sorge. Denn es belastet den Außenminister Bonnet naturgemäß

gewaltig. Darum sagt er, das Ultimatum sei überhaupt kein Ultimatum gewesen. Die Prager Regierung wäre aus eigenem Entschluß dazu gekommen, den französisch-englischen Vorschlag auf Abtretung des Sudetenlandes anzunehmen. Um sich aber vor dem tschechischen Volke rechtfertigen zu können, hätte sie die französische Regierung gebeten, ihr die Entscheidung dem Scheine nach aufzuzwingen. Außenminister Georges Bonnet sei diesem Wunsche nachgekommen und habe das angeforderte Ultimatum nach Prag geschickt. Die Prager Minister dementierten diese Version sofort, als sie sie erfuhren. Ministerpräsident Hodza trat sogar aus Protest gegen sie auf dem Höhepunkt der Krise zurück. Auch im französischen Kabinett knisterte es. Paul Reynaud, der gegenwärtige französische Finanzminister, erklärt in seinen Memoiren, er selbst, Mandel und Champetier de Ribes hätten damals ihren Rücktritt angeboten, als ihnen Bonnets Manöver bekannt wurden. Bonnet bestreitet in seinem Buch diese Darstellung und sagt, die von ihm gemachten Erläuterungen des Vorgangs hätten sämtliche Mitglieder der französischen Regierung befriedigt. Churchill, der am 20. September 1938 in Paris zu retten versuchte, was noch zu retten war, will Reynaud und Mandel überredet haben, nicht ihren Rücktritt zu nehmen. Es gibt eine sehr einfache Möglichkeit, diese Widersprüche aufzuklären. Am 25. September hörte ich von meinen deutschen Freunden, Hitler habe in Godesberg seine Forderungen versteift, weil ihm aus den in Deutschland abgehörten Unterhaltungen Bonnets mit Prag bekannt geworden war, daß Frankreich die Tschechoslowakei völlig fallen ließe. Da das Kabel von Paris nach Prag durch Deutschland lief, war dies sehr leicht möglich. Ich habe mich damals gefragt, ob es nur Leichtfertigkeit war, was Bonnet den Kurs seiner Politik dem Draht anvertrauen ließ. Doch steht dies heute nicht zur Diskussion. Bonnet gibt im übrigen selbst zu, die entscheidende Mitteilung für die tschechoslowakische Regierung nach Prag telefoniert zu haben („Cependant, avant de téléphoner ce message à Prag . . .“ Seite 249). Die damals von den Agenten Himmlers stenografisch aufgenommenen Unterhaltungen zwischen Prag und Paris dürften sich heute sicher unter den von den Alliierten beschlagnahmten deutschen Akten befinden. Sie brauchten also nur publiziert zu werden, um die Wahrheit allgemein bekannt zu machen.

In allen seinen Noten und Unterhaltungen begründet Bonnet immer wieder das Zurückweichen Frankreichs vor seinen feierlich übernommenen Verantwortungen mit der Weigerung Englands, sich in Mitteleuropa zu engagieren. Seine These lautete und lautet auch heute noch: „Ohne Mitwirkung Englands bleibt die französische Hilfe für die Tschechoslowakei unwirksam.“ — Was geschah aber, als sich die Haltung der englischen Regierung änderte?

Am 26. September, nachmittags 3.30 Uhr, hatte Churchill im Beisein des englischen Außenministers, Lord Halifax, eine Unterhaltung mit Chamberlain. Er empfahl mit größtem Nachdruck die sofortige Abgabe einer Erklärung der englischen Regierung, daß angesichts des Angriffswillens Hitlers zwischen England, Frankreich und Rußland völlige Übereinstimmung der Auffassungen und der Ziele bestehe. Lord Halifax stimmte dem Vorschlag zu, und Churchill hatte den Eindruck, daß auch Chamberlain einverstanden sei. Ein nicht mit Namen genannter englischer Diplomat, der an der Unterhaltung teilnahm, entwarf den Text einer solchen Erklärung. Abends um 8 Uhr unterbreitete der damalige Leiter der Presseabteilung im Foreign Office, Leeper — gegen-

wärtig englischer Botschafter in Buenos Aires — Lord Halifax den Text, der ihn genehmigte, indem er ihn unterzeichnete. Dieser Text lautete: „Wenn trotz aller vom englischen Ministerpräsidenten gemachten Bemühungen Deutschland die Tschechoslowakei angreift, muß das unmittelbar dazu führen, daß Frankreich verpflichtet ist, ihr beizustehen. England und Rußland werden dann sicherlich Frankreich beistehen.“ Das Kommuniqué wurde sofort der Weltpresse übergeben. In der bis zum Zerreißen gespannten Situation nach Godesberg wirkte es wie ein langanhaltender Fanfarenstoß. Jeder, der es las, sagte sich: Das ist die Entscheidung. England macht mit! Hitler ist geschlagen!

Zum Verständnis der Situation sei daran erinnert, daß Chamberlain am 23. September Godesberg verlassen hatte, ohne sich mit Hitler einigen zu können. Die englische Mission des Vermittelns und Schlichtens war nun eigentlich zu Ende. So betrachtet stellte das Leeper-Kommuniqué die Vertragslage wieder her, die während der englischen Vermittlung gewissermaßen ruhte. Alle an jener Konferenz bei Chamberlain Beteiligten waren über die Vorbereitungen der deutschen Generale für einen Staatsstreich gegen Hitler falls er einen Krieg entfachte, unterrichtet. Sie wußten deshalb, daß die Kriegsgefahr nur sehr gering war, was auch immer darüber in der Öffentlichkeit gesagt wurde. Diese Vorbereitungen mußten selbstverständlich, um überhaupt wirkungsvoll werden zu können, äußerst geheimgehalten werden. Die damals viel diskutierte Frage, die auch Bonnet wieder auffrischt, ob nämlich Hitler bluffte oder nicht, war ziemlich bedeutungslos. Würde er den Befehl zum Marschieren gegeben haben, so wäre er das erste und vielleicht einzige Opfer eines nicht ausgebrochenen Krieges geworden. In dieser neuen Phase der Krise aber mußte England die Führung an Frankreich abgeben. Denn Frankreich saß am Hebel der Verträge, die nun zu spielen hatten.

Was aber unternahm Bonnet? Die Unterhaltungen Churchills mit Chamberlain waren nicht geheim geblieben. Der von dem ungenannten Diplomaten ausgearbeitete Text einer Erklärung wurde bekannt, ehe Lord Halifax ihn abgezeichnet hatte. Ich selbst erfuhr ihn am 26. September nachmittags in Paris gegen 5.30 Uhr. Gleichzeitig wurde ich aber auch unterrichtet, Bonnet habe entschieden, die Nachricht nicht an die Presse zu geben. Dieses ganze Zwischenspiel ist in seinem Buch nicht enthalten. Er will gegen 10 Uhr abends vom englischen Radio den Inhalt des Kommuniqués gehört haben, das zu dieser Zeit jedenfalls die Unterschrift von Halifax trug und damit amtlichen Charakter hatte. Wer nun erwartete, Frankreich würde mutig den Kampf mit dem Drachen aufnehmen, wurde aufs bitterste enttäuscht.

Der Advokat Bonnet hat die größten Schwierigkeiten, seinen Klienten über diesen peinlichen Moment hinwegzubringen. Zunächst bringt er das wichtige Kommuniqué keineswegs im Wortlaut, sondern sucht sich einen halben Satz heraus, der in seine Verteidigungslinie paßt. Dazu zitiert er einen anderen Satz, der gar nicht in dem Kommuniqué steht. Das Wichtigste aber, daß sich nämlich mit dieser Erklärung England an der Seite Rußlands hinter Frankreich stellt, unterschlägt er völlig. Von Rußland spricht er überhaupt nicht. Er beruft sich auf den britischen Botschafter Sir Eric Phipps, der ihm gesagt haben soll, das Kommuniqué sei nicht von dem englischen Außenminister ausgegeben, unterläßt es aber, für seine Unterhaltung mit Phipps eine Zeitangabe

zu machen. Hat er seinen Botschafter in London beauftragt, amtlich im Foreign Office nachzufragen, ob das Kommuniqué echt ist oder nicht? Wir erfahren es nicht. Während er bei andern weniger wichtigen Anlässen minutiös seine Bemühungen um Informationen aufzählt, scheint er in diesem wichtigen Augenblick von einer merkwürdigen Lethargie befallen. Er unternimmt nichts — und tötet damit die letzte Chance, den Frieden zu retten.

Inzwischen tobt um ihn herum ein Aufruhr. Ist das Kommuniqué echt? Ja oder nein? Jeder stellt die Frage. Die meisten konnten sich die Antwort selber geben. Aber es geht ja gar nicht um das Kommuniqué. Es handelt sich vielmehr darum, zu verhindern, daß Frankreich die Initiative übernimmt. Das ganze seit Wochen mit machiavellistischer Raffinesse eingeleitete und durchgeführte Spiel würde mit einem Schlage zerstört sein, wenn der Londoner Nebel wich und der einfache nackte Tatbestand für jedermann sichtbar wurde.

In den vergangenen zehn Jahren habe ich in beinahe allen europäischen Hauptstädten nachgeforscht, wie dort das Leeper-Kommuniqué beurteilt wurde, und festgestellt, daß sich unser ganzer Kontinent in seiner Beurteilung einig war. Von Istanbul bis London, von Lissabon bis Helsinki wurde es überall als wichtigstes Ereignis der ganzen Krise in größter Aufmachung publiziert und interpretiert. Nur die von Goebbels dirigierte deutsche Presse durfte es nicht bringen — und ebensowenig die Bonnet und seinen Freunden nahestehenden französischen Zeitungen. Der offiziöse „Petit Parisien“ zum Beispiel schwieg es einfach tot. Zur Ehre des Londoner Korrespondenten dieses Blattes muß festgehalten werden, daß er die Veröffentlichung der Garantieerklärung in der nächsten Nummer durchsetzte, genau vierundzwanzig Stunden zu spät für eine politische Wirkung. Der „Matin“ nannte sie geradeheraus eine geschickte Lüge. Bonnet selbst sagte allen Senatoren und Deputierten, er habe keine Bestätigung für die Echtheit der Erklärung. Flandin zog mit einigen zwanzig Abgeordneten ins Elysée und forderte das Eingreifen des Präsidenten der Republik, damit die öffentliche Meinung Frankreichs nicht weiterhin von einigen Kriegshetzern irregeleitet würde. Bailby, Herausgeber des „Jour“, nahm das Wort Rußland in dem Kommuniqué zum Anlaß, seine Glaubwürdigkeit anzuzweifeln. Wenn es wirklich vom Foreign Office ausgegeben worden wäre, würde nicht von Rußland, sondern von der Union der Sowjetrepubliken die Rede sein, lautete seine Logik. Da aber doch von Rußland gesprochen wurde, konnte es nicht vom Foreign Office ausgegeben worden sein. Wenn es nun nicht von London kam, wer hatte es dann fabriziert? Auch das wußte Bailby. Es sei, schrieb er, von den französischen Diplomaten Leger (Staatssekretär), Massigli (Leiter der europäischen Abteilung und heute Botschafter in London) und Comert (Leiter der Presseabteilung) zusammengestellt und zur Irreführung der öffentlichen Meinung Frankreichs verbreitet worden. Nur wenige französische Journalisten wagten, gegen den Strom zu schwimmen. Wer heute in der Bibliothèque Nationale die Zeitungsstände von damals studierte, würde aus dem Staunen nicht herauskommen. Zweifel wurden ausgestreut, um die Klarheit zu verwischen, und Lügen verbreitet, um die Wahrheit zu töten. Das Manöver gelang in vollem Umfang. Wer die Wahrheit nicht kannte, fand sie aus dem widerspruchsvollen Bild der französischen Presse nicht heraus. Er mußte

vielmehr den Eindruck gewinnen, um die britische Garantieerklärung herum sei ein weitverzweigtes Komplott geschmiedet worden. Sinn und Ziel einer solchen Verschwörung konnte aber nur geahnt, nicht bewiesen werden. So blieb für den Uneingeweihten eigentlich nur der verwirrende Eindruck von einer großen, dunklen Gefahr. Paris lebte in diesen Stunden in einer Atmosphäre der Angst vor dem Unbekannten.

In der Nacht vom 26. zum 27. September habe ich meinen deutschen Freunden die wichtigste Information geschickt, die ich in mehr als zwanzigjähriger journalistischer Tätigkeit zu Papier brachte. Sie mußten in Berlin wissen, daß das Spiel aus war. Wir hatten die Schlacht verloren. Der Weg in den Krieg war frei und die letzte Chance, Europa von Hitler ohne das Opfer des Lebens von Millionen Menschen zu befreien, unausgenutzt vergangen. Die Würfel waren gegen uns gefallen. Kleinmut, Mangel an europäischem Verantwortungsgefühl, Gebundenheit im nationalistischen Interessengeflecht, Unfähigkeit, die zum Einsatz auf das gemeinsame Ziel bereitstehenden Kräfte zu koordinieren, Feigheit vor der Verantwortung, falsche Einschätzung der europäischen Machtgrößen und nicht zuletzt eine mir niemals erklärbar gewordene Abneigung Englands und Frankreichs, der deutschen Opposition auch nur ein Minimum von Kredit zu eröffnen, alles dieses wirkte in den drei Tagen nach Godesberg zusammen, um Hitlers größten Triumph vorzubereiten. In München nahm Hitler einen solchen Schluck aus dem Becher des Ruhms, daß er nicht einmal nüchtern wurde, als er im Bunker der Reichskanzlei aus dem Leben schied. Niemals ist das glückbringende Wort vom Frieden gewaltsamer mißbraucht worden als in diesen Tagen, in denen im Namen des Friedens den eisenklirrenden Schritten des Kriegsgottes Mars das Tor nach Europa geöffnet wurde.

JOHANNES V. ELMENAU

Geschichte, Volkscharakter und Demokratie

Die integrierende Kraft der deutschen Demokratie ist in den 13 Jahren der Weimarer Republik unbefriedigend gewesen, und die erste deutsche Republik hat sich der entscheidenden Krise des Jahres 1933 nicht als gewachsen gezeigt. Von einer inneren Verbundenheit der neuen demokratischen Institution mit der Denkungsweise der deutschen Bevölkerung wird auch heute nicht unbedingt gesprochen werden können. Im Bewußtsein des Volkes sind die demokratischen Formeln und Spielregeln weder wirklich lebendig, noch besitzen sie — was das Entscheidende ist — sittlichen Wert; sie werden als Resultante der tatsächlichen Gegebenheiten, besonders der Wünsche der Besatzungsmacht, hingenommen, ohne wesentliche Auflehnung, aber auch ohne innere Anteilnahme; es kommt ihnen die Legitimität des Faktischen, nicht aber das Schwergewicht eines ethischen Postulates zu, wobei die Haltung der jungen Generation eher zwischen Gleichgültigkeit und Skepsis schwankt. Die augenfälligen und gern angeführten Erklärungen einer zu kurzen Anlaufzeit der neuen Staatsform und ihrer Verbindung mit zwei schweren Niederlagen und unserer materiellen

Not sind jedenfalls nicht erschöpfend und gehen zum Teil am Wesentlichen vorbei. Gerade wer die Demokratie als einzige uns offenstehende politische Organisationsform empfindet und sich um ihre geistige und moralische Fundierung bemüht, wird sich vor die Frage des Verhältnisses der Demokratie zur deutschen Geschichte und zum deutschen Volkscharakter gestellt sehen.

Unstreitig hat die Demokratie ihre geschichtsbildende Kraft in verschiedenen Staaten der alten und neuen Welt bewiesen. Die Beispiele Englands und Frankreichs, der Schweiz, der skandinavischen Staaten und der USA belegen eindringlich, daß in demokratischen Überlieferungen eine tiefwirkende Kraft lebt, die in Notzeiten das gesamte Volk zu höchster Willensanspannung zusammenzufassen vermag. In existentiellen Gefahren wie im letzten Weltkrieg wird dort die Demokratie als untrennbarer Bestandteil des nationalen Daseins und als jeden moralischen und physischen Einsatzes wert empfunden. Eine spätere Forschung wird klarstellen, in welchem Umfange der nationalsozialistischen Kriegsthese in der zweiten Kriegshälfte — etwa seit Stalingrad —, daß der Kampf der Welt gegen Hitler ein Kampf um die Existenz Deutschlands sei, auf alliierter Seite etwa die Grundthese gegenüberstand: Die Abwehr des nationalsozialistischen Angreifers ist ein Kampf der Welt um die Erhaltung der Demokratie, wie sie in der Forderung nach den vier Freiheiten ihren Ausdruck gefunden hat.

Daß von einer Gleichsetzung der Demokratie mit der nationalen Existenz im deutschen Bewußtsein nicht die Rede sein kann, erklärt sich aus den letzten 300 Jahren der deutschen Geschichte. Die deutsche Frühzeit hatte andere Entwicklungen verheißen. War es doch den Römern erschienen, als ob die Freiheit in den Wäldern Germaniens geboren sei; von glühendem Freiheitsdrang und eigenwilligem Individualismus zeugt die mittelalterliche deutsche Geschichte. Man wird in der ausgehenden Antike und im Mittelalter überall dort Anlagen für eine demokratische Entwicklung späterer Jahrhunderte sehen können, wo Freiheitssinn und Persönlichkeitsgefühl sich in den jeweiligen historischen Formen äußern. In den Jahrhunderten des römisch-deutschen Reiches zwischen Karl dem Großen und dem Ausgang des Mittelalters haben landesfürstlicher Individualismus und Freiheitswille der Stände nicht allein der Bildung eines geschlossenen Reichskörpers, wie sie sich in England und Frankreich vollzog, allzu erfolgreich widerstrebt, sondern bereits zur Ausbildung freiheitlicher Verfassungsformen geführt. In den Freiheitsrechten der deutschen, französischen, flandrischen und spanischen Städte des 12. und 13. Jahrhunderts, deren Darstellung wir dem zu früh dahingegangenen Robert von Keller verdanken, sind die Menschenrechte von 1789 vorweggenommen; die Freiheit der Person und des Eigentums, das Mitbestimmungsrecht der Bürger werden festgelegt. Im Kampf der Stände gegen das aufkommende Territorialfürstentum setzen sich die politischen Rechte des ständisch gegliederten Volkes in den wichtigsten Fragen wenigstens der innerstaatlichen Verwaltung nochmals durch. Allein 43 landständische Freibriefe werden vom 14. Jahrhundert bis zur Vereinigung der bayerischen Herzogtümer im Jahre 1506 für das Gebiet des heutigen Ober- und Niederbayerns aufgeführt.

Doch seit 1500 wurde mit der Rezeption des römischen Rechtes der Gottkaiser des Imperium Romanum der ersten nachchristlichen Jahrhunderte zum

Vorbild des landesfürstlichen Absolutismus, und es begann eine Entwicklung, die für Geschichte und Charakter der Deutschen bestimmend werden sollte. Etwa drei Jahrhunderte, von 1500 bis 1800, hat der Absolutismus die innerdeutsche Geschichte beherrscht. Es war die Zeit der Ausprägung des neuzeitlichen Menschen, seiner Sprache, seiner philosophischen und wissenschaftlichen Begriffe, seines Geschichtsbildes und seiner Glaubensform. Diese Jahrhunderte waren erfüllt von einem Absolutismus, dessen Aufgeklärtheit und oft patriarchalische Form keinen Ausgleich dafür darstellten, daß er jede Einwirkung des Untertanen auf den Gang der Staatsgeschäfte ausschloß und die Bürger zu reinen Objekten der Staatsgewalt machte. Ein meist gut geleiteter, Sicherheit und Wohlstand verbürgender Obrigkeitsstaat hat 300 Jahre lang die Deutschen erzogen, Ordnung um den Preis der Freiheit und Selbstverantwortung einzutauschen; zu der Hinnahme der Regierungsform als „gottgewollte Realität“ trat der Verzicht, auf die Durchführung obrigkeitlicher Maßnahmen einzuwirken und an den unabänderlichen Ergebnissen der Regierungskunst Kritik zu üben. Es sind dies Züge, die sich dem deutschen Charakter tief eingepreßt haben und modifiziert noch heute in ihm weiterwirken.

Nun hat sich zwar die Herrschaft des Absolutismus keineswegs auf die nach dem westfälischen Frieden beim römisch-deutschen Reich verbliebenen Gebiete beschränkt, sondern sie war eine allgemein-europäische Erscheinung. Doch die Reaktion der verschiedenen Nationen auf die absolutistische Regierungsform ist höchst unterschiedlich gewesen. England hat sich ihrer in zwei Revolutionen entledigt. Frankreich hat in einem krisenhaften und blutigen Prozeß die uneingeschränkte Fürstenmacht durch die noch heute moderne Form der repräsentativen parlamentarischen Demokratie ersetzt. In Skandinavien hat der königliche Absolutismus das Mitbestimmungsrecht der Stände jeweils nur für kurze Epochen von wenigen Jahrzehnten völlig auszuschalten vermocht. Für andere Nationen schied aus strukturellen Gründen die absolutistische Staatsform aus; dies gilt für die republikanisch organisierten Gemeinwesen der Schweiz und der Niederlande sowie für die erst später entstandenen Vereinigten Staaten von Amerika.

Dagegen hat eine Reihe europäischer Staaten die Periode des Absolutismus nicht aus eigener Kraft abzuschließen vermocht. In den Fürstentümern des Deutschen Reiches, dem überwiegenden Teil Italiens, in Spanien, Portugal und Rußland ist nicht die eigene geschichtliche Dynamik nach den Jahrhunderten des Obrigkeitsstaates zu neuen Formen der Regierung gelangt, sondern es bedurfte hierzu des äußeren Anstoßes der napoleonischen Kriege, soweit sich nicht, wie in Rußland, die absolute Monarchie bis in das 20. Jahrhundert behauptet hat und erst der Katastrophe des ersten Weltkrieges erlag. Es ist kein Zufall, sondern zeugt von tiefen, noch wenig aufgeklärten Strukturzusammenhängen, daß in eben jenen Staaten, in denen eine evolutionäre oder revolutionäre Abkehr von absolutistischen Herrschaftsmethoden ohne kriegsrische Einwirkung von außen nicht stattfand, die demokratischen Formen auch in unserem Jahrhundert nicht zu einer befriedigenden Konsolidierung gelangt sind. Vielmehr ist das verfassungsmäßige demokratische Leben Deutschlands und Österreichs, der Apenninen- wie der Pyrenäenhalbinsel und Rußlands durch vorübergehende oder noch andauernde mehr oder weniger totalitäre

Herrschaftsformen verdrängt oder überlagert worden. Man wird nicht umhin können, darin eine tiefgreifende Auswirkung längst vergangener, innerlich aber noch nicht überwundener Regierungsmethoden, eben der absolutistischen, zu sehen, die das politische Leben dieser Nationen beeinflussen. Was an demokratischen Gehalten in jenen Ländern lebendig ist, leitet sich — mit Ausnahme Rußlands — überwiegend von dem Konstitutionalismus des 19. und der ersten ein bis zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ab, doch ist dessen Lebensdauer zu kurz und vielfach von Reaktionen des monarchischen und militärischen Absolutismus unterbrochen gewesen, um die Bildung einer lebendigen historischen Tradition zu ermöglichen. In diesem Licht erscheint Bismarcks gewaltige Gestalt als eine entwicklungsfeindliche Macht, die den deutschen Liberalismus verhindert hat, als deutsche und europäische Bewegung zum Schrittmacher einer mitteleuropäischen Demokratie zu werden. So ist in Deutschland und in Österreich die parlamentarische Demokratie erst aus der Niederlage zweier Weltkriege entstanden, wozu beim zweiten Male eine — je nach den Zonen — moralische bis materielle Geburtshilfe seitens der Siegermächte getreten ist. Dagegen ist die demokratische Überlieferung in einigen Schweizer Kantonen ohne Übertreibung tausendjährig; in England geht die Tradition des Parlaments auf das Jahr der Magna Charta, 1215, zurück; in den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Entstehung ihrer demokratischen Verfassung mit der Geburt der Nation identisch, und für Frankreich verkörpern die Prinzipien von 1789 den Anspruch auf eine moralische Führerschaft im Siegeszug der Freiheit des 19. Jahrhunderts. Für die Staaten des südamerikanischen Kontinents gilt im allgemeinen, ähnlich wie für die USA, daß die Verwirklichung des demokratischen Prinzips der Völkerfreiheit durch Lösung von den iberischen Mutterländern die nationale Unabhängigkeit und Existenz gegründet hat. Wenn wir mit Huizinga die Geschichte als die geistige Form auffassen, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt, oder mit einfacheren Worten als die Vorstellung, die ein Volk von seinem eigenen Werdegang besitzt, so ist es augenfällig, daß der Demokratie im Geschichtsbild der meisten Nationen der westlichen Welt ein breiterer Raum und eine höhere Würde zukommen als in der Vorstellung des deutschen Volkes.

Das Odium der Entstehung aus der Niederlage von 1918 hätte die Wertung der Weimarer Demokratie durch ein politisch nicht denkgewohntes Volk auch ohne die völkische Propaganda der zwanziger Jahre beeinträchtigt. Ebenso besteht eine schwere Belastung unseres heutigen demokratischen Lebens durch die Folgen des wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruchs des Dritten Reiches. Allzu leicht verschiebt sich der Kausalzusammenhang im Bewußtsein des Volkes zu Lasten des heutigen Staates. Von einem kurzen Gedächtnis der Massen zu sprechen, ist eine schmeichelhafte Übertreibung, da das Erinnern an Vergangenes völlig ausgelöscht erscheint, sobald sich die Vorstellung eigener Schuld damit verbinden müßte.

Das Verhältnis der Geschichte eines Volkes zu seinem Charakter scheint einer systematischen Darstellung in Historie und Soziologie noch zu entbehren. Auch der Determinist, der das Schicksal des Einzelmenschen ausschließlich aus seinen ererbten Anlagen ableitet, ja das Schicksal als identisch mit dem Charakter erklärt, wird bei geschichtlichen Gebilden zurückhaltender urteilen. Dem

gesellschaftlichen Milieu beim Individuum entsprechen auf geschichtlicher Ebene nicht nur Faktoren der geographischen und klimatischen Umwelt, sondern auch Fragen der Herrschaftsform, der Religion und der Wirtschaftsstruktur, die den Volkscharakter im Laufe der Zeit beeinflussen. Wiewohl es in einem höheren geschichtlichen Sinn keine Zufälle gibt, sind manche dieser geschichtsbildenden Faktoren willkürlich gesetzt — man denke nur an *cuius regio eius religio* —, so daß die Geschichte eines Volkes als von seinen ursprünglichen Anlagen weitgehend losgelöst erscheinen kann. Ein überzeugender Beleg für die Veränderung des Volkscharakters durch geschichtliche Entwicklungen ist die Verschiedenheit, die die deutsche Schweiz von den alemannischen Gauen im Süden Württembergs, Badens und des Elsaß trennt. Diesseits und jenseits der Nordgrenze der deutschsprachigen Schweiz hat derselbe alemannische Stamm auf den Nationalsozialismus recht verschieden reagiert, je nachdem er während der letzten Jahrhunderte im Rahmen der Eidgenossenschaft im Sinn einer föderativen Demokratie oder, nördlich der Grenze, im Rahmen fürstlicher Territorialstaaten geformt wurde. Obschon die württembergische und badische Demokratie vor 1933 wie heute als die bestfundierte auf deutschem Boden gelten darf, sind doch in den Jahren des Dritten Reiches zwischen hüben und drüben Welten gelegen, die schon empfand, wer damals auf der Straße von Konstanz nach dem in der Schweiz gelegenen Vorort Kreuzlingen promenierte. So hat das geschichtliche Schicksal in den Deutschen Anlagen zur Entwicklung gebracht, die in der Psyche ihrer Stämme einst nicht stärker als in anderen mitteleuropäischen Völkern lebten. Das Verhältnis einiger dieser Züge zur Demokratie gilt es zu verfolgen.

Als Dominante des deutschen Charakters haben fremde Beobachter immer wieder die Vorliebe für äußere Ordnung und Abneigung gegen ungeordnete und spontane Prozesse empfunden. Daß Ruhe die erste Bürgerpflicht ist und daß Ordnung sein muß, sind zwei kardinale Sätze des deutschen Volksempfindens. Die deutsche öffentliche Meinung hat etwa den Streik nie als ein legales und evolutionäres Mittel der sozialen Entwicklung angesehen, sondern als eine das Katastrophenhafte streifende Krise. Zwischen 1920 und 1933 wird in keinem anderen von ähnlichen sozialen Spannungen wie Deutschland erfüllten Land — Inflation, Stabilisierungskrise, Neubau des Tarifgebäudes — so wenig gestreikt worden sein wie hierzulande. Die Abneigung des Deutschen gegen die direkte Aktion und die Spontaneität geht bis zur Unfähigkeit, sie durchzuführen; das völlige Ausbleiben der vom Ausland erwarteten spontanen Reaktion gegen die Nationalsozialisten nach dem Zusammenbruch belegt dies, besonders wenn man damit die gleichzeitigen Vorgänge in Italien vergleicht, die nicht nur auf das Konto des südländischen Temperaments zu setzen sind. Unstreitig hat diese etwas mechanistische Vorliebe für Dinge der äußeren Ordnung das nationalsozialistische Regime politisch gestützt, ganz ähnlich, wie bei der politischen Bewertung des italienischen Faschismus der zwanziger Jahre durch Deutschland die seit Mussolinis Machtergreifung wieder pünktlicher eingehaltenen Eisenbahnfahrpläne eine geradezu verhängnisvolle Rolle spielten. Der deutsche Ordnungsbegriff ist zwar nun nicht eigentlich antidemokratisch, doch ist er jedenfalls mit der Labilität mancher parlamentarischer Regierungsform — so etwa mit den laufenden Regierungsumbildungen in Frankreich, der Dritten Republik und

im faschistischen Italien — durchaus unvereinbar. Weiter enthält er anti-dialektische Momente und steht einer politischen Integration des Gesamtvolkes zum mindesten durch eine plebiszitäre Demokratie entgegen. Schließlich hat er zur Stärkung einer Schicht geführt, deren Übergewicht vielfach als undemokratisch gilt, nämlich der Bürokratie.

Die starke Stellung der Beamtenschaft im deutschen öffentlichen Leben geht historisch zweifellos auf den Absolutismus zurück, der sich eines qualifizierten und römisch-rechtlich geschulten Juristenstandes zu bedienen pflegte. Soziologisch kommt der einfache Umstand hinzu, daß die Staatsgewalt dem Individuum in der Figur des Beamten gegenübertritt. Auch heute ist die öffentliche Meinung weit mehr geneigt, den Staat mit seinem Beamtenapparat als mit seinen parlamentarisch-konstitutionellen Einrichtungen zu identifizieren. Von der Souveränität etwa des Schweizer Bürgers gegenüber der von ihm gewählten Beamtenschaft ist in Deutschland noch wenig spürbar. Die Notwendigkeit einer in Deutschland nahezu totalen Wirtschaftsplanung hat Zahl und Gewicht der Bürokratie verstärkt; Routine und Spezialisierung machen sie zu einem schwer kontrollierbaren, fast autonomen Körper, dessen Dynamik nicht unbedingt demokratischen Regeln folgt. Von der Eigengesetzlichkeit einer bürokratischen Apparatur gibt es einen Begriff, wenn James Burnham in seinem Buch „Managerial Revolution“ sagt, daß sie auf dem Gebiet der Wirtschaftsverwaltung eine Klasse im Sinne des theoretischen Marxismus mit eigenen Interessen, Privilegien und Bewußtsein bilde — die der „Direktoren“ —, die berufen sei, die kapitalistischen Eigentümer abzulösen und den sozialistischen Expropriateuren hierin zuzukommen.

Der geringe Raum, den die Rhetorik im deutschen öffentlichen Leben stets einnahm, erleichtert nicht die Durchsetzung demokratisch-parlamentarischer Formen. Die glänzende Dialektik des *esprit gaulois* ist dem Deutschen fremd; Rednern, wie sie das englische Parlament im 19. und 20. Jahrhundert hervorgebracht hat — Pitt, Palmerston, Peel, Disraeli, Gladstone, Balfour, W. Churchill —, kann die deutsche Tradition nichts Gleichwertiges zur Seite setzen, wenn auch die Bedeutung der Auseinandersetzungen etwa zwischen Bismarck, Richter und Windthorst nicht verkannt werden soll. Bülow war auch rhetorisch ein Poseur, und im Reichstag der Weimarer Republik hat außer Stresemann kaum ein Redner die Öffentlichkeit nachhaltig zu beeindrucken vermocht. In den deutschen Landesparlamenten nach dem Zusammenbruch sind rhetorische Talente wohl auch deshalb nicht hervorgetreten, weil die koalitionsmäßige Zusammenfassung höchst verschiedenartiger politischer Gruppen eine parlamentarische Dialektik nicht aufkommen ließ. Es kennzeichnet eine der Schwierigkeiten der deutschen Demokratie, daß für ihre geistige Lebendigkeit eine solche Dialektik dringend zu wünschen wäre, daß aber der Großteil der Bevölkerung ihr ablehnend gegenüberstehen dürfte. Es ist mit der deutschen Vorstellung nicht recht vereinbar, daß an oberster Staatsstelle gegensätzliche Auffassungen sich offen befehden, während der Staat doch das Bild der Ordnung und der Autorität zu bieten hat. Die staatlichen Instanzen haben nach deutschem Empfinden dafür zu sorgen, daß regiert wird, und zwar gut; das Wie bleibt hierbei ihnen und ihrem internen Ermessen überlassen. Wer den Wiederhall parlamentarischer Debatten der süddeutschen Landtage in der Öffentlichkeit abzuhören bemüht war, ist nicht selten der Qualifikation „Streitereien“

begegnet. Der Gegensatz etwa zu England kann nicht deutlicher werden als an dem Beispiel, daß nach der Katastrophe Frankreichs im Jahre 1940 — nach Dünkirchen — in England stürmisch der Ruf nach dem Zusammentritt des Parlamentes laut geworden ist, während auch ein nichttotalitäres Deutschland in ähnlicher Lage eher mit dem Ruf nach erweiterten Regierungsvollmachten, Ausschaltung des Parlamentes durch Notverordnungen u. dgl. reagiert hätte.

Ein weiterer schwer zu lösender Widerspruch liegt für die jetzige Demokratie in der Hochschätzung des Persönlichkeitswertes durch die Deutschen und der Anonymität des Parteiwesens, zu dem trotz ungünstiger Erfahrungen in der Weimarer Republik die politische Entwicklung und das Verhältniswahlrecht der meisten deutschen Länderverfassungen uns wieder geführt haben. Daß der Deutsche die ihm gemäßen politischen Prinzipien gerne in einer Persönlichkeit verkörpert sieht, mag er mit anderen Völkern gemeinsam haben, die stärkere Ausprägung dieses Zuges gegenüber Romanen und Angelsachsen aber scheint sich aus einer dreifachen Wurzel zu erklären:

Historisch aus dem Nachwirken der Epochen des Absolutismus und der konstitutionellen Monarchie, in denen das Schwergewicht der staatlichen Integration in der Person des Monarchen lag; politisch aus der immer noch geringen Fähigkeit des Einzelnen, zu den verwickelten Fragen der Staats- und Wirtschaftsführung Stellung zu nehmen und der daraus resultierenden Neigung, sich lieber für Persönlichkeiten als für Programme zu entscheiden; eindrucksvolles Gegenbeispiel ist die Schweiz, wo der Bürger in häufigen Einzelabstimmungen zu zahlreichen Detailfragen der Verwaltung laufend Stellung nimmt; schließlich aus der ethnischen Zusammensetzung weiter Teile des deutschen Volkes, für die Bismarcks bekanntes Wort zu Bluntschli zutrifft, daß der Grund für die eminente staatliche Brauchbarkeit der Deutschen — er hätte auch Lenkbarkeit sagen können — in der Mischung germanischer und slawischer Elemente liegt. Ein Blick auf Rußland zeigt aber, daß die dortige Entwicklung weit mehr eine Geschichte von Persönlichkeiten als von Ideen gewesen ist, und die heutigen Verhältnisse der Sowjetunion scheinen dies zu bestätigen.

Vielleicht wird die spätere Geschichtsschreibung das Ergebnis der beiden Weltkriege darin zusammenfassen, daß sie die soziale Befreiung des Individuums stärker als irgendein anderes Ereignis gefördert haben und daß sie die Demokratie nicht allein zur herrschenden, sondern zur einzig legitimen Staatsform der westlichen Welt gemacht haben. Die Deutschland damit gestellte Aufgabe ist klar. Geschichte und Charakter unseres Landes geben für die Überwindung der bisherigen Fremdheit der Demokratie auf deutschem Boden bedeutsame Hinweise. Qualifizierung des parlamentarischen Lebens muß den Führungsanspruch der Demokratie unterstützen, eine geistige Elite den Verhandlungen der Parlamente Niveau, ihren Entscheidungen Sachkunde geben und dem demokratischen Leben Persönlichkeiten von bezwingender Kraft schenken. Über allem aber steht die Fundierung des sittlichen Wertes der Demokratie und seine Vertiefung im Volk. Nur wenn die Demokratie zu einem Hort des Rechtes und einem Palladium der persönlichen Freiheit wird, wenn sie sich als Organisationsform des Wohlstandes und sozialen Fortschrittes erweist, wenn sie überdies dem staatlichen Leben jene Stetigkeit zu geben vermag, die deutschen politischen Begriffen entspricht, wird sie Heimatrecht im Herzen und Denken der Mitte Europas erringen.

Der „ungerechte“ Krieg

Die katholische Moral verbietet nicht schlechthin jeden Krieg und die Beteiligung an ihm, wie es etwa die Quäker und Bibelforscher tun (die im übrigen durch ihre überaus mutige Kriegsdienstverweigerung Hitler gegenüber unsere restlose kameradschaftliche Bewunderung erregt haben). Es gibt (leider) Kriege, wie es Krankheiten gibt. Aber wenn der Krieg auch an sich stets ein Übel bleibt, so unterscheidet man doch sogenannte gerechte und ungerechte Kriege. **Gerechte Kriege** sind erlaubt, ja können notwendig sein, jedoch einzig und allein aus Notwehr. Sie dürfen nur von einer rechtmäßigen Obrigkeit und nur dann unternommen werden, wenn sie Aussicht auf Erfolg sowie auf Herstellung friedlicher Verhältnisse nach Beseitigung der Kriegsursachen bieten. — Alle anderen Kriege, besonders die Eroberungskriege, sind **ungerechte Kriege**, sind Verbrechen, sind schwere Sünde im Sinne der katholischen Moral.

Was folgt daraus für die **Beteiligung** an einem Kriege? An einem ungerechten Kriege, wofern man ihn sicher als solchen erkannt hat, darf man sich niemals freiwillig beteiligen. An einem offenbar gerechten Kriege dagegen ja. Doch wird es einem Privatmann schwer, vielleicht sogar praktisch unmöglich sein, sich über die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit eines Krieges sichere Gewißheit zu verschaffen, weil er die geheimen Ursachen nicht zu durchschauen vermag. Es werden unlösbare Zweifel bleiben und in solchen Zweweifelsfällen über die Gerechtigkeit eines Krieges darf, ja muß ein Staatsbürger gehorsam den geforderten Waffendienst leisten und als Soldat kämpfen, als ob es sich um einen gerechten Krieg handelt: er darf alle erlaubten Kriegsmittel anwenden. Ganz anders in einem als sicher ungerecht erkannten Kriege, an dem ein Staatsbürger sich niemals freiwillig, sondern nur, wenn durch Terror und Gewalt gezwungen, beteiligen darf! In dieser Zwangslage — eingereiht unter die ungerechten Angreifer — ist es nicht erlaubt, die vermeintlichen „Feinde“ zu verwunden oder zu töten, nicht einmal zur eignen Verteidigung: wenn man im entscheidenden Moment nicht fliehen, d. h. desertieren kann, soll man wenigstens in die Luft schießen; und nur dann dürfte man sich mit der Waffe verteidigen, wenn man bei der Übergabe oder beim Überlaufen widerrechtlich tödlich angegriffen wird.

Das sind die allgemeinen Prinzipien; und nun die Anwendung auf den Hitlerkrieg! Hitler hat den 2. Weltkrieg aus eigener, angemessener Machtvollkommenheit bewußt vom Zaune gebrochen, ohne das Volk zu befragen, dessen Mehrheit er niemals legalerweise (d. h. nach freier Wahl) hinter sich gehabt hat. Er war also keine rechtmäßige Obrigkeit, die die Verantwortung für einen Krieg übernehmen konnte und durfte. Und die **Kriegsgründe**? Der geltend gemachte Anspruch auf Lebensraum ist gewiß naturrechtlich gültig, darf aber nicht mit Gewalt verwirklicht werden. Hitler, der auch die primitivsten Naturrechte mit Füßen trat, war wirklich der letzte, der es wagen durfte, sich auf das Naturrecht zu berufen, um seine ungerechten Angriffe und hinterlistigen Überfälle zu rechtfertigen oder zu beschönigen. Eine rechte **Kriegsabsicht** (Befriedung der Verhältnisse) kann man bei Hitler wirklich nicht voraussetzen:

sein Friede wäre nur der der Leichenhaufen und Aschenreste gewesen. Und die Aussicht auf Erfolg, fast gegen die ganze Welt? Niemals hätte die Welt eine Tyrannei Hitlers ertragen, auch wenn er zeitweilig triumphiert hätte.

Doch genug der Beweise für eine Sache, die katholischerseits nicht mehr zweifelhaft ist, nachdem auch durch Papst Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache an die Kardinäle vom 24. Dezember 1946 Hitlers „so unheilvoller Krieg, der durch einen ungerechten Angriff (*ingiusta aggressione*) entfesselt wurde“, eindeutig und unmißverständlich als ein ungerechter Krieg gekennzeichnet und verdammt wurde. Damit ist zu unserer großen Freude und Genugtuung bestätigt worden, was so manche schon seit Kriegsbeginn in ihrem Gewissen erkannt und zur Richtschnur ihres Handelns genommen hatten. Die höchste Autorität gab uns nachträglich die Gewißheit, daß wir richtig erkannt und richtig gehandelt haben. Aber warum erst nachträglich, könnte man einwenden? Warum wurde in dieser schwerwiegenden Frage nicht schon früher ein Entscheid getroffen, der die Gewissen beruhigt und richtig geleitet hätte? Die Antwort lautet, weil der Papst ja nicht die „*potestas directa*“, die direkte Gewalt über die Staaten und ihre Handlungen hat, weshalb er sich selbst vor dem Schein einer Einmischung in staatliche Verhältnisse ängstlich hüten muß; und weil er bei dem schon 1939 herrschenden Terror auch gar nicht mehr das Ohr der Gläubigen gefunden hätte, weder durch Radio noch durch schriftliche oder mündliche Botschaften: das beweist das Schicksal der so antinazistischen Enzyklika Papst Pius' XI. „Mit brennender Sorge“ vom 14. März 1937, die trotz einzelner mutiger Versuche schon damals nicht mehr überall verbreitet werden konnte. Die moralischen Prinzipien zur Beurteilung eines ungerechten Krieges standen ja seit Jahrhunderten fest; mit ihnen konnte und mußte sich jeder Einzelne selbst vor seinem Gewissen auseinandersetzen.

Die moralisch sichere Erkenntnis der Ungerechtigkeit des Hitlerkrieges stellte harte und unerbittliche Forderungen vor das Gewissen und legte Verpflichtungen auf, die manchmal zu Gewissenskonflikten von wahrhaft tragischen Ausmaßen führten. Wenn man den Hitlerkrieg als einen ungerechten Krieg ansehen mußte, dann durfte man sich nicht nur nicht freiwillig an ihm beteiligen, man durfte nicht einmal den Sieg dieses sündhaften Krieges wünschen, auch dann nicht, als immer klarer wurde, daß bei der verbrecherischen Identifizierung von Partei und Staat mit der Niederlage jener auch eine Katastrophe für diesen verbunden sein mußte. Ein Sieg Hitlers war eben als das größte Unglück schlechthin anzusehen. Eine scheinbare „Umwertung aller Werte“ forderte schmerzliche Umstellungen. Der vermeintliche „Feind des Vaterlandes“ wurde nun zum Freund, gegen den man sich, wenn zum Kriegsdienst gezwungen, nicht einmal verteidigen durfte. Der eigene Landsmann, der eigene frühere Kamerad, der Freund, ja der eigene Bruder (bei mir, wie in vielen anderen Familien) wurden zum Feind, den ich offen bekämpfen, zum mindesten fürchten mußte und der seinerseits mich verachtete, als abtrünnigen „Landes- und Hochverräter“. Das war vielleicht das bitterste, daß man da, wo man aus Anlage und Neigung lieben wollte, nun hassen lernte und hassen mußte — nicht Personen zwar, das verbot die christliche Nächstenliebe (es wurde sogar für Hitlers Bekehrung bis zum letzten Pistolenschuß gebetet, wie ich von mir und anderen weiß), aber das verbrecherische Nazisystem, das von diesen Personen getragen wurde, die Sünde

des Nazismus mußten gehaßt werden aus ganzem, vollem Herzen, nicht zuletzt auch deswegen, weil hinter dieser Sünde das Walten dämonischer Kräfte zu vermuten war. „Der Kampf gegen Hitler war ... ein Teil des Kampfes gegen den Satan“: dieser Satz, in dem Pechels „Deutscher Widerstand“ (S. 36/37) geradezu das Wesen der deutschen Widerstandsbewegung ausgedrückt sieht, kann von Katholiken voll und ganz unterschrieben werden. Auch Papst Pius XII. nannte am 2. Juni 1945 den Nationalsozialismus „das Schreckbild des Satans“.

Von Sentimentalitäten durfte man sich im Kampf gegen die skrupelloseste aller Menschenbestien nicht aufhalten lassen; aber wir brauchen uns auch unserer öfter wiederkehrenden Bedenken nicht zu schämen, da sie zeigten, daß wir unser Gewissen noch nicht abgetötet hatten und uns immer wieder an diesem von Gott gegebenen inneren Wertmesser prüften. Ich gestehe, daß es mir für einige Augenblicke einen nicht geringen Schock gab, als zum ersten Male ein alliierter Spionageoffizier mit seinem Schwarzsenderköfferchen in mein Zimmer trat und dann ausgerechnet gegenüber dem Bilde meines Vaters in voller preußischer Generalsuniform mit dem „Pour le mérite“ und dem Bilde eines ehemaligen Regimentskameraden mit der hohen friderizianischen Parade-
mütze zu sitzen kam — er, einer jener angeblichen „Erbfeinde“, die mich im ersten Weltkrieg so zusammengeschossen haben, daß ich zeitlebens am Stocke gehen muß. Wir sprachen über diese atavistischen Ressentiments und — lachten darüber. Heute waren wir Freunde, Kampfgenossen gegen einen gemeinsamen Feind. Das Gewissen konnte nicht widersprechen. Zu oft war es geprüft worden. Wer ernst machte mit den Konsequenzen aus der sicheren Erkenntnis der Ungerechtigkeit des Hitlerkrieges, der stand ja bereits auf seiten der Alliierten, der Feinde Hitlers; denn er haßte das Naziregime wie sie, er wünschte seine Niederlage wie sie, und er fühlte sich unter schwerer Sünde im Gewissen verpflichtet, nicht freiwillig auf seiten Hitlers zu kämpfen. Was also sollte er tun? Neutral zu bleiben, konnte man ihm kaum zumuten und war auch so gut wie unmöglich, nachdem der totale Weltverbrechernarr den totalen Krieg erfunden hatte, der auch das Hinterland zum Kriegsschauplatz machte: da gab es nur ein Für oder Wider. So entstand fast zwangsläufig eine militante Widerstandsbewegung, die nicht nur passiven, sondern aktiven, kriegerischen Widerstand gegen Hitler leistete, mit den gleichen Zielen, für die die „Feinde“ kämpften, und auch mit den gleichen oder ähnlichen militärischen Mitteln. Schon die reine Notwehr zwang und berechtigte zu militantem Widerstand. Niemand ist ja verpflichtet, geduldig zuzuwarten, bis ein wahnsinnig gewordener Amokläufer auch ihn erwischt und unter das Fallbeil oder in die Gaskammer schiebt. Alle, die unter der Willkürjustiz Hitlers standen, befanden sich gleichsam in der Rolle eines ungerecht zum Tode Verurteilten, dem schon vor etwa 700 Jahren von dem großen Kirchenlehrer Thomas von Aquin zugebilligt worden war, „den ungerechten Fürsten ... Widerstand zu leisten ... ebenso wie es Räubern gegenüber erlaubt ist“. Hitler selbst hat den militanten Widerstand gleich zu Kriegsbeginn herausgefordert, als er an jenem 1. September 1939 auch gegen die „Verräter“ schrie, die ihm Widerstand leisten würden, die er aber vernichten wolle. Damit hat er uns Antinazisten den Fehdehandschuh hingeworfen; sollten wir ihn nicht aufnehmen, sondern geduldig warten, bis der blutdürstige Tyrann seine Drohung wahr machte?

Nein, unser Gewissen und das Recht der Notwehr stellten uns auf die Seite der Feinde Hitlers, auf die Seite der Alliierten und machten uns zu ihren Verbündeten. Gemeinsam führten wir als Verbündete und Freunde Krieg gegen den Welt-despoten, beider Handlungen waren also **Kriegshandlungen**.

Das ist das Entscheidende, und auf diese Feststellung kommt es vor allem an, daß die Handlungen der Widerstandsbewegungen **Kriegshandlungen** waren. Zweifellos war das der Fall, wenn eine Widerstandsbewegung auf irgendeine Weise den alliierten Heeresverbänden direkt ein- oder angegliedert war: so war es bei uns im Alpenreduit, wo mehrere „Wehrkreise“ bestanden, die ihre Spitze in einem alliierten Kommando außerhalb der deutschen Front hatten. Alle unsere Handlungen waren also völkerrechtlich einwandfreie, legale Kriegshandlungen wie die der Alliierten: wir standen nicht nur durch Funkspruch, sondern auch durch Kuriere und sogar durch persönliche Besuche in dauerndem Kontakt mit den alliierten Kommandostellen, die uns ihrerseits durch chiffrierte Geheimsendungen über den Londoner und Pariser Rundfunk ihre Mitteilungen, Weisungen und Befehle zukommen ließen. In der deutschen Widerstandsbewegung war der Kontakt mit den Alliierten, soweit ich beurteilen kann, nicht so eng wie bei uns, die wir durch die geographische Lage sehr begünstigt waren; aber ich bin der Meinung, daß das Einverständnis mit dem Auslande durch die verschiedenen Besuche der führenden Persönlichkeiten genügend hergestellt war, um auch die deutsche Widerstandsbewegung zum mindesten als **Verbündete der Alliierten** und also ihre Handlungen als **Kriegshandlungen** im Sinne der Alliierten ansprechen zu können.

Die heikle Frage des „**Tyrannenmordes**“ taucht hier auf: aber für eine echte Widerstandsbewegung ist das überhaupt kein Problem. Denn ob ein alliiertes Flugzeug dem feindlichen Oberbefehlshaber aus der Luft eine Bombe auf den Kopf wirft, oder ob ein den Alliierten verbündeter Widerständler ihm eine Bombe (noch dazu mit englischem Sprengstoff und englischen Zündern!) auf der Erde zwischen die Beine oder ins Flugzeug stellt, ist ein und dieselbe **Kriegshandlung**, gegen die völkerrechtlich nichts einzuwenden ist. Daß Unschuldige dabei gefährdet werden, ist Kriegsrecht, wie bei Bombardierungen von Städten (übrigens waren in Hitlers Umgebung gewiß nicht lauter Unschuldengel); und auch daß man sich selbst dem Tode aussetzt, wie jener todesmutige Oberst v. G. bei dem leider mißlungenen Attentat im Berliner Zeughaus, ist kriegsmoralisch einwandfrei. Ein Erlebnis von unserer Südfront: wenn jener „Oberste Kommissar“ unseres südlichen Alpenvorlandes, der verbrecherischerweise die „Südfestung“ bis zum letzten Mann (seine Person ausgenommen) halten wollte und tatsächlich dann, wenn auch vergeblich, den von uns betriebenen Waffenstillstand zu sabotieren versuchte, sich in den letzten Kriegswochen noch einmal über die Alpen getraut hätte, so wäre er höchstwahrscheinlich nicht mehr lebend zurückgekommen: es war alles vorbereitet, das zu verhindern — und das wäre dann kein „**Tyrannenmord**“ gewesen, sondern eine legale Kriegshandlung, ein „**Kommando**“- oder **Stoßtruppunternehmen** unserer „**Südtiroler Widerstandsbewegung**“, die als ein bestimmter militärischer Wehrkreis im alliierten Verbands gegen Hitler und seine Schergen kämpfte. Ängstlichen Gemütern sei übrigens gesagt, daß die katholische Moral den Tyrannenmord zwar so gut wie einstimmig verwirft, aber selbstverständlich auch den Tyrannen gegenüber das Recht der Notwehr gelten läßt.

Und von diesem Recht konnte, wie wir schon gezeigt haben, gegen einen Hitler und seine Schergen mindestens seit dem 30. Juni 1934 jederzeit erlaubterweise Gebrauch gemacht werden.

Aber ein letzter Einwand: der Eid, der Fahneneid, der Beamteneid? Auch der Eid ist für eine militante Widerstandsbewegung kein Problem. Niemals kann ein Eid zu einer Sünde verpflichten, als die wir den ungerechten Hitlerkrieg erkannt haben. Diejenigen, die bei Kriegsbeginn schon unter dem Fahneneid standen, waren in keiner Weise durch ihn gehindert, sich dem ungerechten Krieg zu entziehen. Wie aber die erst nachträglich und zwangsweise Eingezogenen zu verfahren hatten, dafür haben uns unsere katholischen Tiroler geradezu heldenhafte Beispiele gegeben. Mehr als einer hat ganz aus eigenem Gewissen heraus dem heidnischen Tyrannen den widerrechtlich geforderten Eid öffentlich verweigert und dafür heroisch in grausamer Hinrichtung sein Leben geopfert: sie alle gehören zu den hochgeehrten Blutzeugen unserer Widerstandsbewegung. Die anderen haben bei den gemeinsamen Vereidigungen die Eidesformel einfach nicht nachgesprochen oder etwas anderes gemurmelt, was aber keine Vortäuschung (Simulierung) einer heiligen Handlung war, die strenggenommen nicht erlaubt gewesen wäre. Denn der erwähnte „Oberste Kommissar“, der die Vereidigungen gern selbst abnahm, wußte genau, was da vor sich ging, da er die „Eidesformel“ mehrmals wiederholen ließ, immer mit negativem Erfolg. Bis dem Wüterich die Geduld riß und er ein ganzes Regiment entwaffnen und in Gruppen an die russische Front in Schlesien abtransportieren ließ, wo leider noch viele von ihnen Blutzeugen ihrer vorbildlichen heroischen Eidesverweigerung wurden. — Massendesertationen waren damals schon nicht mehr durchzuführen, wegen der bestialischen „Sippenhaftung“, durch die ganze Berghöfe entvölkert wurden. Doch wirkte andererseits die erzwungene Rekrutierung unserer Widerständler in den Polizeiregimentern an der Südfront so „wehrkraftzersetzend“, daß im entscheidenden Moment ganze Regimenter einschließlic ihrer preußischen Offiziere einfach kehrtmachten, „Richtung Heimat“. Selbstverständlich haben die Tiroler Widerständler verabredungsgemäß im Ernstfalle in die Luft geschossen, und viele wurden auch hier Blutzeugen wegen Einverständnisses und Verhandlungen mit den italienischen Partisanen. Ein ehrendes Zeugnis wurde jüngst den Südtirolern zuteil, als in dem Geismordprozeß in Rom gerichtsnotorisch festgestellt wurde, daß sich die Südtiroler Polizeisoldaten geweigert hätten, die unschuldigen italienischen Geiseln zu ermorden, weil das gegen ihr katholisches Gewissen verstieße! — —

Zusammenfassend können wir feststellen, daß unserer Meinung nach die militanten Widerstandsbewegungen im Machtbereich Hitlers im engeren oder weiteren Sinne Teile oder Verbündete der alliierten Streitkräfte waren, und daß daher ihre Kampfhandlungen alliierten Kriegshandlungen gleichzuachten sind. Den neuartigen bestialischen Methoden des totalen Hitlerkrieges haben wir neuartige Methoden des Widerstandes (der ja an sich ebenso wenig neu ist wie die ungerechten Kriege, siehe die „Franktireurs“ 1870/71 und 1914!) entgegensetzen müssen, und wir haben unter tausendfachem Einsatz unseres Lebens und unter Aufopferung von tausenden unserer Besten als Blutzeugen ein Gewohnheitsrecht der Widerstandsbewegungen schaffen müssen, das nun völkerrechtlich kodifiziert werden wird. Bedenken, die nachträglich am grünen Tisch auftauchen mögen, werden niemals Anklagen gegen

die Widerstandsbewegungen sein können, da wir nach so peinlicher Gewissensforschung, gestützt auf die jahrhundertealten Prinzipien der Moraltheologie, in jedem Falle „guten Glaubens“ gehandelt haben. Vielleicht wird man völkerrechtlich eine Art Kriegserklärung von seiten der Widerstandsbewegungen fordern und über irgendeine Kenntlichmachung der Widerstandsbewegungen diskutieren. Aber hier muß die Praxis ein „Unmöglich“ sprechen. Allenfalls wären Lösungsworte denkbar; doch können nicht alle Widerständler immer untereinander Fühlung haben. Das entscheidende Erkennungsmerkmal wird stets das eigne gute Gewissen bleiben.

Die Frage nach der Ungerechtigkeit des Hitlerkrieges ist nach der äußeren Beendigung des Krieges leider noch nicht gegenstandslos geworden. Wer sie heute noch nicht anerkennen will und sogar nur bedauert, daß er für die (Nazi-)Deutschen verloren ging, wer sich leichthin damit ausredet: die anderen haben auch Schuld und waren und sind auch nicht besser — der hat, nach einem Ausdruck von Bevin, wahrlich „seine Lektion noch nicht gelernt“ und setzt sich zudem dem Verdacht aus, daß er auch früher kein unverschuldet durch Terror und Propaganda irreführter Mitläufer war, sondern daß er schwere Schuld auf sich lud, als er es sich so leicht machte mit der Gewissenerforschung und mit der alle bessere Einsicht betäubenden Ausrede auf den Kadavergehorsam. Wer sich heute beim Bekennen der Nazischuld noch nicht guten Willens zeigt, der ist verdächtig, daß er es auch bei Begehen derselben nicht gewesen ist. Wer redet denn heute überhaupt von Schuld? Pastor Niemöller scheint ein Rufer in der Wüste bleiben zu sollen! Dagegen hört man (aus der Welpresse, anderes steht hier nicht zur Verfügung) immer wieder Anklagen gegen die Alliierten, die mit Annahme der totalen Kapitulation angeblich auch die „totale Verantwortung“ übernommen hätten. Vergißt man, daß es die Alliierten waren, die uns befreien mußten, weil wir es (ganz unverschuldet?) selbst nicht fertiggebracht haben, und daß ohne die Alliierten wohl keiner von denen, die sie heute anklagen und kritisieren, noch am Leben wäre: kein Parteiführer, kein Minister, kein Geistlicher, überhaupt kein Antinazist? Verschieben wir nicht die Grenzen: die V e r a n t w o r t u n g bleibt allemal beim g e s a m t e n deutschen Volke, möge man über die Ausdehnung der S c h u l d auf die Einzelnen auch streiten; darüber muß schließlich und endlich jeder Einzelne selbst entscheiden nach Maßgabe seines Gewissens, aber nicht eines leichthin betäubten und schuldbar irrigen Gewissens, sondern eines im Feuer der Prüfungen und Konflikte geläuterten und nach bester Möglichkeit geklärten Gewissens. Ohne Einbekennen der Schuld gibt es nun einmal keine Einkehr und Umkehr und keine endgültige Bekehrung des deutschen Volkes. Der Deutsche muß endlich einsehen lernen, daß es höhere Gesetze und höhere Befehle gibt als die eines hergelaufenen Gefreiten; und daß der „La-Keitel“-Typ des blindgläubigen und blindgehorchenden Hitler-Generals nicht eine irreführte, tragische Gestalt, ja nicht einmal eine lächerliche Karikatur, sondern eine wahrhaft verbrecherische Figur ist und bleiben wird. Dann wird er auch einsehen, daß nach den höheren Gesetzen Gottes der Hitlerkrieg ein „ungerechter Krieg“ war, und daß es ein Verbrechen war, sich aus falschverstandenen Kadavergehorsam freiwillig daran zu beteiligen. Der ungerechte Hitlerkrieg war schließlich das größte aller Naziverbrechen. Seine Verurteilung wird also in Zukunft der Prüfstein bleiben, ob man sich ganz vom Nazisystem und seiner Ideologie abgewandt hat oder nicht.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Constantin Frantz (1817–1891)

Vom Reich

Das föderative Prinzip ist elastisch, es gestattet sehr verschiedene Formen des Zusammenhangs. Ähnlich wie ehemals das feudale Prinzip, welches auch die Verbindung nichtdeutscher Länder mit dem ehemaligen Reiche ermöglichte. Wie z. B. Savoyen und Lothringen dazu gehörten, aber freilich in anderer Stellung als etwa Bayern oder Sachsen; und anders war wieder Böhmen gestellt. Dehnte sich damals das Reich durch Verbindung der Krone von Burgund und Italien mit der Kaiserkrone nach Westen und Süden aus, so würde es bei der heutigen Weltlage sich hingegen nach Norden und Osten auszudehnen haben. Solcher Bund also und die dadurch angebahnte Begründung der abendländischen Völkergemeinschaft — das wäre es, was jetzt an die Stelle des ehemaligen Heiligen Römischen Reiches zu treten hätte. Könnte er doch sogar sich selbst den heiligen Bund nennen, und gewiß mit besserem Rechte, als vordem die heilige Allianz so hieß, da er mittelbar den Zwecken der ganzen christlichen Zivilisation dienen würde.

*

Statt dessen hat man sich in enge Nationalitätstendenzen verrannt, welche in den tatsächlichen Verhältnissen gar keinen Anhalt mehr finden, wo vielmehr die so erstaunlich gesteigerten Verkehrsmittel und der daraus entsprungene Waren- und Personenverkehr, nebst dem Kreislauf der Kapitalien und der Gedanken wie von selbst zu allgemeiner Vereinigung und zum Zusammenwirken auffordern. Und unter solchen Umständen soll nun gerade Deutschland, welches schon infolge seiner natürlichen Lage sich am allerwenigsten isolieren kann, welches selbst in früheren Jahrhunderten, wo die Verbindung noch so schwierig war, eine exklusive Nationalentwicklung nicht gekannt, und dessen große Denker, Dichter und Schriftsteller vielmehr ihren Ruhm darin fanden, über das bloß Nationale hinaus ihren Geist auf das allgemein Menschliche zu richten — da soll dieses Deutschland, im offenbarsten Widerspruch zu den realen Entwicklungsbedingungen unseres Zeitalters, nur um so mehr einen spezifisch nationalen Charakter annehmen, sich zu einem abgeschlossenen Nationalstaat ausbildend! Um so lächerlicher, wenn in der Verfassung dieses angeblichen Nationalstaats das allermeiste auf Nachahmung fremder Vorbilder beruht, indessen spezifisch Deutsches kaum darin zu finden ist.

*

Fließt nicht auch in' den Adern der romanischen Völker gar viel germanisches Blut? Haben wir nicht mit ihnen das gemeinsame Mittelalter durchlebt, wo die Verfassungen und sozialen Einrichtungen in der Hauptsache überall fast dasselbe Gepräge trugen? Und wenn die romanischen Völker die Überreste altrömischer Bildung in sich aufnahmen — bewirkt nicht der klassische Unterricht, der uns doch als unentbehrliche Grundlage aller höheren Bildung gilt, daß das Altertum auch in uns noch geistig fortwirkt? Unterschiede bestehen allerdings, noch mehr aber Gemeinsames, und gerade in den tiefsten Elementen des Lebens.

Auch der Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus kann für uns um so weniger einen Grenzwall bilden, als Deutschland selbst halb-katholisch ist. Und woher stammt überhaupt der Protestantismus, ist er nicht aus dem Katholizismus herausgewachsen?

*

Da ist keine Hilfe, außer durch ein europäisches Föderativsystem, welches aber selbst wieder nie zustande kommen kann, außer es muß von Deutschland ausgehen, in dessen verschiedenen Volksstämmen sich gewissermaßen die verschiedenen europäischen Nationen abspiegeln, wodurch Deutschland von vornherein wie zur Föderation präformiert ist.

*

Das wäre demnach die erste Weltaufgabe: die internationale Organisation. Die andere — die soziale Organisation. Erscheint zwar diese letztere als die noch viel dringendere, weil sie dem allgemeinen Verständnis näherliegt und unmittelbar die Existenzbedingungen der Massen betrifft, so leuchtet doch ein, wie jede tiefgreifende soziale Reform unmöglich bleibt, solange der aus dem Mangel einer internationalen Ordnung entspringende Militarismus den Völkern immer größere Lasten auferlegt und die öffentlichen Gewalten in die Richtung drängt, daß ihnen die Militärorganisation für viel wichtiger gilt als die Organisation der Arbeit. Da zeigt sich ganz handgreiflich der untrennbare Zusammenhang der sozialen Frage mit der internationalen. Und nun sage ich, daß auch zur Lösung der sozialen Frage Deutschland als besonders berufen angesehen werden muß, indem auch dafür seine frühere Geschichte spricht.

*

Hiernach alles in einem zusammengefaßt: um wirklich deutsch zu sein, muß daher die Politik über sich selbst hinausgehen. Sie muß sich zur Metapolitik erheben, als welche sie sich zur gemeinen Schulpolitik ähnlich verhält, wie zur Physik die Metaphysik. Unser Deutschtum geht uns dabei nicht verloren. Im Gegenteil, je mehr wir uns den allgemeinen Aufgaben menschheitlicher Entwicklung zuwenden, um so freier kann es sich entfalten, um so edler wird es sich gestalten, sich emporringend zu den höchsten Ideen des menschlichen Geistes.

Das nenne ich deutsche Politik...

*

Anerkannt nun, daß Deutschland keinen sich selbst genügenden Körper bildet, sondern ein naturgemäßes Handelsgebiet erst durch Hinzukommen anderer Länder und Nationalitäten entstehen würde, so darf überhaupt unsere Handelspolitik keine bloß nationale sein wollen. Vielmehr wird sie erst recht zu verstehen und praktisch zu betreiben sein, wenn man sich von vornherein über den bloß nationalen Standpunkt auf einen übernationalen Standpunkt erhebt.

*

Daß die neue Welt durch Ozeane von Europa getrennt ist, bietet keine Garantie dafür, daß sie nicht dereinst in die europäische Politik eingreifen kann.

Es ist keine Wendung zum Besseren möglich, solange die abendländischen Völker auf dem Kriegsfuß gegeneinander stehen, anstatt sich zu einem lebendigen Ganzen zu verbinden indem ihre antagonistische Politik sich in eine kooperative Politik verwandelte.

*

Nur der Föderalismus ermöglicht eine fortschreitende Ausdehnung, statt dessen die Zentralisation sich nie sehr weit ausdehnen kann, oder es müßte rein durch Gewalt geschehen, die doch bald auf ihre Grenzen stoßen würde. So wenigstens in Europa, wie seinerzeit das zuletzt gescheiterte Unternehmen des großen Napoleon zeigte.

RICHARDA LOTTER

Die psychologischen Voraussetzungen einer Leistungssteigerung

Wir haben in unseren Betrachtungen über die „Grundprobleme einer neuen Sozialordnung“ im Januarheft dieser Zeitschrift auf die Notwendigkeit eines Zusammenklanges von Einzel- und Gesamtinteresse hingewiesen und ihre Parallelschaltung als Synthese zwischen dem liberalistischen Freiheitsideal des Einzelnen und dem sozialistischen Gemeinschaftsgedanken gefordert. Denn nur durch die höchstmögliche Anspornung des Leistungswillens jedes Einzelnen können wir zu jener Höchstleistung der Gesamtwirtschaft gelangen, ohne welche, zumal in unserer heutigen Notlage, alle Bemühungen um eine sozial-gerechte Güterverteilung zu Illusionen verdammt bleiben. Eine Wahrnehmung der sozialen Gemeinschaftsinteressen darf also nicht nur nicht zu einer Beeinträchtigung des einzelpersönlichen Leistungswillens und damit zu einer Gefährdung der volkswirtschaftlichen Gesamtleistung führen, sondern muß im Gegenteil Hand in Hand mit einer Anspornung des Leistungswillens aller Einzelnen gehen, um diesen der Gesamtheit nutzbar machen zu können, weshalb wir uns der Gesetze bewußt werden müssen, denen ein jeder menschliche Leistungswille unterliegt.

Das Leistungsprinzip in der freien Wirtschaft Erzeugungsmotor Gewinn

Die freie Markt- und Verkehrswirtschaft trägt ihren Namen daher, daß die Besitzer der einzelnen Wirtschaftskräfte: Roh- und Halbstoffe, Kapital und Produktionsmittel, Arbeitsleistung und Unternehmerinitiative ihre Waren und Dienste nach freiem Ermessen und zu freien Preisen an freie Abnehmer anbieten und damit „in den Verkehr“ zu bringen trachten, um ihrerseits mit dem aus ihrem Verkauf erzielten Erlöse oder ihrer zuvor ersparten oder ererbten Kaufkraft die aus ihren eigenen oder fremden Warenlieferungen und Dienstleistungen erzeugten Güter zu erwerben. Hierbei ist das allseitige Bestreben darauf gerichtet, einerseits durch möglichst billigen Einkauf fremder und möglichst teuren Verkauf der

eigenen Waren sowie zum anderen durch möglichst große Wertsteigerung im Produktions- oder Handelsprozeß ein Höchstmaß der als Gewinn bezeichneten Wertspanne zwischen Ausgangs- und Endprodukt zu erzielen. Dieses von sozialistischer Seite so gerne als Ausgeburt des Kapitalismus gebrandmarkte Gewinnstreben des homo oeconomicus ist also keineswegs allein auf die Unternehmertätigkeit beschränkt, wenn es auch bei dieser dank ihrem verdichteten Werteumschlag am sichtbarsten zum Ausdruck kommt, sondern gilt für jede wirtschaftliche Tätigkeit. Eine wirtschaftliche Vertragshandlung setzt auch bei allseitiger Handlungsfreiheit grundsätzlich eine Vorteilsgewährung für jeden der beteiligten Partner voraus, während andererseits die freie Konkurrenz von Käufern, Verkäufern und Erzeugern auf eine Nivellierung der Gewinnspannen und damit zugleich auf eine Ausschaltung übermäßiger Gewinne Einzelner hinwirkt, soweit solche nicht — mehr oder minder vorübergehend — durch Monopolstellungen der einen oder eine besondere Notlage und Unerfahrenheit der anderen Seite ermöglicht werden. Vor allem aber hat jede nicht nur zufällig-einmalige, sondern dauernde Gewinnerzielung die Schaffung eines echten Mehrwertes der erzeugten oder gehandelten Ware über den Wert des Ausgangsproduktes hinaus zur Voraussetzung und stellt damit nur die persönliche Auswirkung des objektiven Wertzuwachses für den diesen verursachenden Leistungsträger dar. Wird dagegen ein solcher Mehrwert nicht erzielt, bleibt also der im Geldeswert des Verkaufserlöses ausgedrückte Erfolg einer wirtschaftlichen Tätigkeit hinter der Summe der einzelnen Waren- und Arbeitsaufwendungen zurück, so bewirkt diese erfolglose Tätigkeit nicht nur einen persönlichen Verlust der an ihr Beteiligten, sondern zugleich auch ein die Gesamtwirtschaft betreffendes Verwirschaften der aufgewandten Ausgangswerte, das die englische Sprache mit dem treffenden Ausdruck „to waste“ (Verwüsten) bezeichnet.

Diese Abhängigkeit eines jeden echten Gewinnes von einem durch die betreffende Tätigkeit erzielten Wertzuwachs aber widerlegt im Verein mit der Allgemeingültigkeit des Gewinnstrebens für jede wirtschaftliche Tätigkeit die abwegige Auffassung, als sei das Streben nach einem solchen Gewinn ein zwar menschlich-natürliches, aber doch egoistisch-assozielles Verhalten der Leistungsträger, dem wir aus sozialen Gründen den Kampf ansagen müßten. Ganz im Gegenteil: da die Gewinnerzielung als subjektiver Ausdruck einer objektiven Leistung zugleich das Band bildet, das den einzelnen Leistungsträger mit dem Erfolge seiner Tätigkeit verknüpft, wirkt das Streben nach einem solchen Gewinn nicht nur als ein persönlich berechtigter, sondern geradezu volkswirtschaftlich notwendiger Antriebsmotor der einzelnen und damit zugleich der gesamtwirtschaftlichen Leistung, dessen künstliche Ausschaltung die Gefahr einer Lahmlegung des gesamten Wirtschaftslebens heraufbeschwören müßte.

Andererseits darf uns die Erkenntnis dieser volkswirtschaftlichen Notwendigkeit des Gewinnstrebens nicht zu dem Fehlschluß verleiten, in ihm die einzige Triebfeder menschlicher wirtschaftlicher Tätigkeit erblicken zu sollen. Insbesondere kann die ein so hohes Maß an Aktivität und Wagemut erfordernde Unternehmertätigkeit ebenso wenig wie eine Pionier- und Forschungsarbeit aus dem Gewinnstreben allein verstanden werden. Wohl aber muß eine jede aus noch so ideellen Gründen unternommene wirtschaftliche Tätigkeit, so sie Bestand haben und sich nicht selbst aufzehren will, von einer nicht nur objektiven, sondern

auch persönlichen Gewinnerzielung begleitet sein, und zwar um so mehr, eine je größere Anstrengung von dem Leistungsträger gefordert wird. Ein von der persönlichen Eigentums- und Gewinnhaftung befreiter, nach planwirtschaftlichem Auftrage handelnder Leistungsträger mag selbstverständlich in seiner alltäglichen Leistung durchaus pflichtgetreu handeln. Im Augenblicke jedoch, da eine besondere oder gar eine seine Befugnisgewalt überschreitende Leistung verlangt wird, wird er nur allzuleicht versucht sein, sich hinter seiner Unzuständigkeit oder dem Vorliegen höherer Gewalt zu verschanzen. Daher die häufigen Gütemängel, Fehlleitungen und Warenverderbe zwangsbewirtschafteter Güter auch ohne strafrechtlich greifbare Verfehlungen der Leistungsbefohlenen! Wie sollte auch beispielsweise ein zur Entgegennahme ablieferungsspflichtiger Eier befohlener Behördenangestellter diese bei plötzlich auftretender warmer Witterung vor dem Verderben schützen können, wenn er weder über die hierfür erforderlichen Sachkenntnisse noch über die notwendigen Kühlanlagen verfügt? Und was sollte auch die pflichtgemäße Meldung an die vorgesetzte Behörde nützen, wenn diese nicht rasch genug umdisponieren kann? Ein persönlich haftender Eiergroßhändler wird dagegen einen ihn selbst vernichtend treffenden Eierverderb stets zu vermeiden wissen, sei es unter noch so großen persönlichen Opfern, notfalls durch Abstoßung der gefährdeten Eier zu Schleuderpreisen — ein die Befugnisgewalt von Behördenangestellten weit überschreitender Ausweg. Vor allem aber käme es keinem selbstverantwortlichen Händler je in den Sinn, Eier mit eigenem Gelde aufzukaufen, ehe er nicht über entsprechende Lager-, Transport- und Absatzmöglichkeiten verfügt. Und ebensowenig wird umgekehrt ein in freier Konkurrenz stehender Händler auf den Gedanken verfallen, zum Zwecke spekulativer Warenhortung nachfragende Kunden mit dem Hinweis: „Ware nicht auf Lager“ abzuweisen, sondern weit eher geneigt sein, Einkäufe oder Verkäufe zu Verlustgeschäften in Kauf zu nehmen, ehe er seinen Kredit durch eine solche Auskunft gefährdet. Daher das-uns Heutigen fast wie ein Wunder anmutende, nach außen hin reibungslose Funktionieren der Güterversorgung innerhalb der freien Konkurrenzwirtschaft! Den Vorteil aus einer solchen in stetigem Fluß gehaltenen Güterversorgung aber hat außer dem gewinnbeteiligten Leistungsträger selbst der Verbraucher und damit die die Gesamtheit der Verbraucherschaft bildende soziale Gemeinschaft. Eine die bestmögliche Befriedigung der Verbraucherwünsche gewährleistende Wirtschaftsordnung sagt daher auch weit mehr über die demokratische Gestaltung des Soziallebens aus als etwa die technisch-verfassungsmäßige Art der Organisation und Bildung ihrer Regierung!

Mit vorstehenden Beispielen haben wir einen weiteren Charakterzug der persönlichen Gewinnbeteiligung berührt: ihre Funktion als Risiko prämie für den Leistungsträger, der im Falle einer Fehlleistung nicht nur durch seine persönliche Verlusthaftung die Allgemeinheit vor den unmittelbaren finanziellen Folgen des Fehlgeschäftes schützt, sondern selbst am stärksten an der Beseitigung der Ursachen des Mißerfolges oder aber der Beendigung der erfolglosen Tätigkeit interessiert ist. Und worin auch immer die Ursachen eines Mißerfolges bestehen mögen: in falscher oder ungenügender eigener Leistung oder einer dem Willen des Leistungsträgers entzogenen Änderung der Verbraucherwünsche, so offenbart sich in ihm doch stets eine Fehldiagnose der Wünsche der Verbraucher die dem Unternehmer nur geringere Absatzpreise gewähren, als er zur Deckung seiner

Unkosten benötigt. Ebenso aber ist umgekehrt ein erzielter Gewinn nur der sichtbare Ausdruck eines positiven Urteils der anonymen Verbraucherschaft, die mit ihrem gezahlten Absatzpreis das Leistungsergebnis höher bewertet, als den Entstehungskosten entspricht. Wenn selbstverständlich auch der Unternehmer seinerseits durch Werbung oder Mode die Verbraucherwünsche und damit die Absatzpreise beeinflussen kann, so liegt doch das letzte Wort über Umfang und Preis des Absatzes und damit über Gewinn oder Verlust einer Unternehmertätigkeit beim Verbraucher. Nicht der Unternehmer ist daher der Allbeherrscher in der freien Wirtschaft, sondern ihre Majestät die anonyme Verbraucherschaft, die auf dem Wege über Preis- und Gewinnbeeinflussung den Unternehmer nach ihren eigenen Wünschen am Gängelbände seines Gewinnstrebens führt, auf das er nicht verzichten und von dessen Fesseln er sich daher auch nicht befreien kann.

Endlich aber fällt der Gewinnbildung die volkswirtschaftliche Aufgabe zu, den Hauptanteil der zur laufenden Kapitalschöpfung benötigten Mittel zu stellen und damit auf dem Wege über eine Ausweitung der Produktionskapazität alter und neuer Unternehmen die Voraussetzungen für eine sich ständig steigernde Produktion zu schaffen.

Die Steuerungsautomatik freier Preise

Damit nun der Abnehmer seine Verbraucherwünsche über Preisbildung und Gewinnbeeinflussung dem Unternehmer gegenüber verbindlich zum Ausdruck bringen kann, bedarf es außer der persönlichen Gewinnbeteiligung der jeweiligen Leistungsträger am Erfolge ihrer Tätigkeit als zweiter Voraussetzung der Ermöglichung einer freien Preisbildung. Denn nur bei freier Konkurrenz freier Unternehmer und freier Verbraucher kann eine steigende Nachfrage eine automatische Preissteigerung der begehrten Güter und damit eine Gewinnerhöhung für ihre Herstellung bewirken, welche wiederum einen Anreiz zu ihrer vermehrten Herstellung bildet und somit die Erzeugung automatisch in die Richtung des dringendsten Bedarfes lockt. Und nur eine freie Konkurrenz vermag auch die im Interesse der Rentabilität der Gesamtwirtschaft notwendige und wünschenswerte Auslese unter den einzelnen Leistungsträgern und damit zugleich die Ausschaltung leistungsschwacher oder gar -schlechter Unternehmer zu bewirken.

Der Vorteil dieser erzeugungslenkenden Wirkung freier Absatzpreise durch ihre zwangsläufige Gewinnbeeinflussung liegt außer in der geschilderten demokratischen Berücksichtigung der Verbraucherwünsche vor allem in ihrer unmittelbaren, raschen und automatischen Wirksamkeit, die die Erzeugungslenkung nicht nur von bewußten Willensentscheiden planender Befehlsinstanzen mit ihren Irrtumsmöglichkeiten und ihrer Schwerfälligkeit unabhängig macht, sondern sie zugleich auch deren Beeinflussungsmöglichkeiten entzieht und damit die Anonymität der Verbraucherwünsche sichert, deren Wirksamkeit sich allein an der ihnen zur Verfügung stehenden Kaufkraft mißt. In dieser ausschließlichen Bewertung der Verbraucherwünsche nach ihrer Kaufkraft liegt freilich umgekehrt auch eine nicht zu übersehende soziale Gefahrenquelle, weil sie unabhängig von der Dringlichkeit sozialer Bedürfnisse kaufkraftlosen Verbrauchern die Durchsetzung ihrer Wünsche verwehrt. Und diese Gefahr wird dadurch noch gesteigert, daß kaufkräftige Wirtschaftsträger eben durch die lenkende Wirkung ihrer Kaufkraft immer weiteren

Gewinn in ihre eigenen Hände zu lenken vermögen. Wenn Marx aus dieser zweifellos richtigen Erkenntnis heraus seine Akkumulations- und aus dieser wieder seine Verelendungstheorie entwickelte, so liegt der durch die geschichtliche Entwicklung mehr als deutlich widerlegte Fehlschluß seiner Thesen in einer Verkennung der vorgenannten Lenkungsautomatik begründet, die ja nicht nur ein „mechanisches“ Funktionieren der Erzeugungssteuerung, sondern vor allem eine Selbstregulierung bedeutet. Denn indem jede Warenverknappung zu einer Preiserhöhung tendiert, diese aber durch ihre Verbesserung der Gewinnaussichten zugleich als Anreizmittel für eine erhöhte Erzeugung wirkt, löst die Warenverknappung selbst die zu ihrer Überwindung beitragenden Kräfte automatisch aus. In gleicher Weise wirkt aber auch umgekehrt eine Marktüberfüllung durch verringerte Gewinnaussichten auf eine Erzeugungsminderung und ein Abströmen der Leistungsträger nach gewinnreicheren Erzeugungsmöglichkeiten hin. Wenn die sich hieraus für erfolgsschwache Leistungsträger ergebenden theoretischen Selbsthilfemöglichkeiten einer Leistungsumstellung freilich in der Praxis bisweilen auf schier unüberwindbare Schwierigkeiten stoßen, so entweder infolge einer allgemeinen Überfüllung des Absatz- oder Arbeitsmarktes oder weil ihnen die zu einer Umstellung notwendigen Überbrückungsmittel fehlen.

Da jedoch eine solche Tätigkeitsumstellung auf gewinnreichere Gebiete nicht nur im Interesse der einzelnen Leistungsträger, sondern zugleich im Interesse der Verbraucherschaft und damit zugleich im Allgemeininteresse liegt, so bietet die Unterstützung und Hilfeleistung für solche Umstellungsbestrebungen leistungsschwacher, aber -williger Leistungsträger ein nicht nur wünschenswertes, sondern zugleich wirkungsvolles Tätigkeitsfeld für lenkende und helfende obrigkeitliche Maßnahmen der Sozialgemeinschaft. Nur müssen sich die Obrigkeitsträger hierbei bewußt bleiben, daß sie eben um dieses Interessenzusammenklanges willen weder die automatische Lenkungsfunktion freier Preisbildung noch die leistungsanspornende Gewinnbeteiligung beeinträchtigen dürfen, sondern daß ihre Aufgabe vielmehr gerade darin besteht, dem Einzelnen die Wahrnehmung seines Gewinninteresses durch die Erleichterung seiner Umstellung zu einer erfolgreicheren Tätigkeit zu ermöglichen, die zugleich auch zur Vergrößerung des Sozialproduktes beiträgt.

Das sozialistische Leistungsprinzip

Wir fühlten uns zur Herausarbeitung dieser freiwirtschaftlichen Leistungszusammenhänge durch die segensreichen Wirkungen persönlicher Gewinnbeteiligung und automatischer Erzeugungslenkung freier Preisbildung nicht nur deshalb verpflichtet, weil heute alles auf eine Erhöhung der Gesamterzeugung sowie eine Lenkung der Erzeugung in die Bahnen des dringendsten Bedarfes ankommt, sondern weil die genannten beiden Hauptmerkmale der freien Marktwirtschaft zugleich auch die Hauptangriffspunkte des Sozialismus bilden. Denn das Charakteristikum aller sich mit Recht sozialistisch nennender Wirtschaftssysteme liegt, gleichgültig, ob sie sich politisch für oder gegen den Marx'schen Klassenkampfgedanken und die internationale Revolution bekennen, darin, daß sie Antrieb und Lenkung der Produktion aus den Händen der automatisch — und nach ihrer Ansicht damit blind — wirkenden Preisbildung und persönlichen Gewinnbeteiligung in die bewußte Befehlsgewalt gemeinwirtschaftlicher Planungs-

organe überführen wollen. Nicht an Eigentum und Gewinn persönlich beteiligte Leistungsträger sollen hinfort nach freiem Ermessen auf Grund ihrer eigenen Marktprognose über Art und Umfang ihrer Erzeugung entscheiden, sondern in Gemeineigentum überführte sozialisierte oder nationalisierte Betriebe sollen die zur Bedarfsbefriedigung bestimmten Waren nach Weisungen der Planungsorgane herstellen und verteilen, denen damit die Aufgabe zufällt, den „sozial gerechtfertigten“ Bedarf auf statistischem Wege zu erfassen. Vor allem aber bedürfen sie zur Erfüllung der ausgeschalteten Funktionen der automatischen Erzeugungslenkung und des Leistungsanreizes einer selbst für unsere bitteren nationalsozialistischen Erfahrungen außergewöhnlichen Machtfülle, deren Gefährlichkeit auch durch den Einwand, daß die Planungsorgane nur den Willen der sozialistischen Gemeinschaft verkörpern, nicht entkräftet werden kann. Denn ihre Gefährlichkeit liegt ja nicht so sehr in der Art ihrer Willensbildung wie vielmehr in der bis in die persönlich-wirtschaftlichen Lebensverhältnisse des Einzelnen hineinreichenden Tragweite ihrer Eingriffsmöglichkeiten.

Selbstverständlich sind damit einer sozialistischen Wirtschaftsverfassung auch im positiven Sinne soziale Lenkungsmöglichkeiten gegeben, die weit über die einer freien Wirtschaftsordnung zur Verfügung stehenden Ordnungsbefugnisse hinausgehen. Jedoch ist mit dieser positiven Möglichkeit einer Berücksichtigung gerechter sozialer Forderungen untrennbar die Gefahr einer persönlich-politischen und damit auch egoistisch-asozialen Beeinflussung des Erzeugungs- und Güterstromes verknüpft und damit persönlicher wie politischer Bestechung und Korruption wie allen anderen Diktaturgefahren Tor und Tür geöffnet. Ja selbst im günstigsten Falle können sich sozial gerechtfertigte Interessen eine Berücksichtigung nur auf dem Wege über eine politische Willensbeeinflussung der Planungsorgane verschaffen, während sich doch oftmals gerade die menschlich erbarmungswürdigsten sozialen Nöte im Stillen und abseits der politischen Öffentlichkeit verbergen.

Aber so sehr auch diese politischen Gefahren irrtümlicher Entscheidungen oder mißbrauchter Machtbefugnisse der Planungsorgane mit Recht unser an den nationalsozialistischen Machtmißbräuchen verbranntes deutsches Volk abschrecken mögen, so sollten sie uns doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die durch keine noch so vorbildlichen und unbestechlichen Planungsorgane aufzuhebende zentrale Gefahr einer sozialistischen Wirtschaftsverfassung abseits der politischen Auswirkungen im wirtschaftlichen Kerngefüge des Sozialismus selbst begründet ist und damit auch durch keine politischen Sicherungsmaßnahmen gebannt werden kann: nämlich die Gefahr einer Leistungsminderung und einer Nichtberücksichtigung der allgemeinen und anonymen Verbraucherwünsche. Denn die Erzeugung kann nicht florieren, wenn die zu einer Mehrleistung erforderlichen Waren- und Dienstleistungsträger an dem Erfolge ihrer Anstrengung nicht persönlich beteiligt sind. Die sozialistische Ablehnung des persönlichen Gewinn- und Eigentumsinteresses sowie der Risikohaftung der Leistungsträger verrät daher nicht nur eine jeder psychologischen Menschenkenntnis bare Naivität. Sie bedeutet auch nicht nur durch ihre zwangsläufige Gleichstellung von Mehr- und Minderleistenden eine ungerechte Benachteiligung der Mehrleistenden, sondern führt zu einer geradezu unmoralischen Begünstigung der sozial unerwünschten Leistungsschwachen und Faulen. Und keine nachträgliche Prämiengewährung kann die un-

mittelbare und politisch unbeeinflussbare Wirkungsmöglichkeit persönlicher Gewinn- und Eigentumsbeteiligung erreichen. Vor allem aber vermag keine noch so allwissende und moralisch intakte Planungsinstanz die Sicherheit und Zwangsläufigkeit der Erzeugungslenkung gemäß den Verbraucherwünschen zu erreichen, wie sie die Lenkungsautomatik innerhalb der freien Marktwirtschaft gewährleistet.

Freiwirtschaftliche Lenkungsaufgaben

Die Erkenntnis der vorstehend entwickelten psychologischen Leistungszusammenhänge und insbesondere der segensreichen Wirkungen persönlichen Eigentums- und Gewinninteresses darf uns freilich nicht zu dem entgegengesetzten Fehlschluß verleiten, unsere einzige Rettungsmöglichkeit in einer bedingungslosen Wiedereinführung der alten liberalistischen Wirtschaftsordnung zu sehen. Denn so wichtig auch gerade vom sozialen Standpunkte aus die Erreichung eines möglichst hohen Sozialproduktes und die Lenkung der Erzeugung in die Richtung des dringendsten Bedarfes ist, so stellt doch die größte und bestgelenkte Erzeugung nur das Mittel zum Zwecke der Bedarfsbefriedigung dar. Wir müssen uns daher vor der durch das automatische Erzeugungssystem der liberalistischen Wirtschaft gegebenen Gefahr hüten, das einzelne Mitglied der sozialen Gemeinschaft nur als sachlichen Leistungsträger zu beurteilen und sein soziales Bedarfsbefriedigungsrecht nur nach dem Erfolge seiner Produktionsleistung zu messen. Ebenso wenig dürfen wir freilich umgekehrt seine Bedeutung für und in der sozialen Gemeinschaft völlig von seinem Leistungsvermögen lösen, und noch viel weniger dürfen wir den Einzelmenschen zu einem bloßen Befehlsempfänger innerhalb einer sozialistischen Wirtschaftsordnung herabwürdigen. Die obrigkeitlichen Lenkungsaufgaben der Sozialordnung haben wir vielmehr darin zu erblicken, die gesunden, in unserer vorstehenden Untersuchung aufgezeigten Wechselbeziehungen zwischen Erzeugung und Bedarfsbefriedigung, Leistung und sozialen Ansprüchen sowie zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit zur Auswirkung kommen zu lassen, damit sich eine gesunde, blühende und gerechte Sozialordnung aus leistungsstarken einzelnen Leistungsträgern entwickeln kann. Das aber bedeutet praktisch, daß der Gemeinschaftsordnung vornehmlich die Aufgabe zufällt, Hemmnisse, die sich dem Leistungswillen einzelner oder ganzer Gruppen von Leistungsträgern entgegenstellen, zu beseitigen und damit die Tüchtigen und Leistungswilligen in ihrem Erfolgsstreben zu unterstützen. Damit aber werden die dem Wohle des einzelnen dienenden sozialen Maßnahmen der sozialen Gemeinschaft gleichzeitig in einen Dienst an der Gesamtheit und damit an der Gesellschaftsordnung selbst einmünden. Das aber bedeutet zugleich: obrigkeitlicher Dienst an der von uns geforderten Parallelschaltung von Einzel- und Gemeinschaftsinteresse.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß nur derjenige die Wege zu diesem unserem Ziele finden und gehen kann, der sich der von uns aufgezeigten psychologischen und volkswirtschaftlichen Leistungszusammenhänge klar bewußt ist. Zum anderen aber bieten sich gerade bei Beachtung und Anwendung dieser leistungswirtschaftlichen „Gesetzmäßigkeiten“ innerhalb einer freien Marktwirtschaft zahl- und wirkungsreiche Möglichkeiten sozialer Lenkungsmaßnahmen der Gemeinschaft.

Wilhelm Lautenbach

Als Opfer der Tuberkulose und der Unterernährung, die seine körperliche Widerstandskraft untergraben hatte, ist am 24. Mai in Davos der deutsche Nationalökonom Wilhelm Lautenbach in einem Alter von nahezu 57 Jahren gestorben. Ein Versuch seiner Freunde im Auslande, ihn durch einen Aufenthalt in der Schweiz zu retten, hat sich damit als vergeblich erwiesen. Mit ihm ist ein Nationalökonom dahingegangen, dessen Bedeutung nicht durch bekannte Bücher oder akademischen Ruhm zu charakterisieren, sondern von anderer und eigentümlicher Art gewesen ist. Von einigen wenigen Veröffentlichungen abgesehen (unter denen vor allem der Aufsatz „Zur Zinstheorie von John Maynard Keynes“ *Weltwirtschaftliches Archiv*, 1937, hervorzuheben ist), hat Lautenbach durch die Möglichkeiten, die ihm eine einflußreiche Beamtenstellung im Reichswirtschaftsministerium bis zum Beginn des Dritten Reiches geboten hatte, und durch die Kraft des gesprochenen Wortes gewirkt. Diese Wirkung aber, so sehr sie der Menge verborgen bleiben mußte, ist außerordentlich gewesen und entsprach einer einzigartigen Begabung in scharfsinnig bohrender Analyse des Wirtschaftsprozesses, einer höchst temperamentvollen Hingabe an die Sache und einer humorvoll-geistreichen Art, die jede Trivialität verschmähte. Wahrscheinlich ist es aber auch keine optimistische Überschätzung der Natur der Menschen, wenn man diese Wirkung zugleich der Anziehungskraft eines Charakters zuschreibt, welcher Lauterkeit, Güte und Ehrlichkeit in seltenem Maße vereinigte.

Wilhelm Lautenbachs Name verdient einen hervorragenden Platz in der Geschichte der modernen Kredit- und Konjunkturtheorie, die gewöhnlich mit dem Namen von Lord Keynes verknüpft wird. In einer durchaus selbständigen Weise hatte er damals zu Beginn der dreißiger Jahre in einem Kreise, dem ich als ein ihm eng verbundener Freund angehörte und von dessen Bedeutung ich bei früherer Gelegenheit (in meinem Buche „*Civitas humana*“, 2. Auflage, S. 353 ff.) berichtet habe, eine Theorie der wirtschaftlichen Dynamik entwickelt, die der Gedankenarbeit von Keynes parallel lief. Aus diesem Kreise gingen dann kredit- und konjunkturpolitische Vorschläge hervor, die, wenn sie angenommen worden wären, der Geschichte wahrscheinlich einen anderen Verlauf gegeben haben würden. Besondere Würdigung verdient die Tatsache, daß es, sobald Schacht in den zwanziger Jahren in den Vordergrund der deutschen Wirtschaftspolitik und leider auch der deutschen Politik gerückt war, keinen schärferen geistigen Widersacher dieses unheilvollen und selbst als Nationalökonom bis heute kurios überschätzten Mannes gegeben hat als Wilhelm Lautenbach, der in seiner Ehrlichkeit nicht müde wurde die immer höchst dürftige Nationalökonomie Schachts unbarmherzig zu zerpfücken. Man würde diesen Kampf wohl nicht völlig verstehen, wenn man ihn nicht zugleich als den unüberbrückbaren Gegensatz der Charaktere deutete, einen Gegensatz, in dem der Grundehrliche und Grundgütige dem Zyniker gegenüberstand. Als Schacht dann von Hitler zum Wirtschaftsminister gemacht wurde,

war es buchstäblich seine erste Amtshandlung, Lautenbach mit Hilfe des nationalsozialistischen Beamtengesetzes abzusetzen.

Lautenbachs witzige Schlagfertigkeit, die auch vor Amt und Würden nicht zurückschreckte, war berühmt und von vielen gefürchtet. War ihm einmal blitzartig die schlagende Formulierung eingefallen, so schien er fast physisch unfähig, sie zurückzuhalten. So war es denn auch ein denkwürdiger Augenblick, als dieser feuerköpfige Mann mit der Schärfe des Verstandes und der Zunge, der jede fachliche Unterredung mit seinem Temperament und der Ausgereiftheit seiner Gedanken beherrschte, im Frühsommer 1933 zu Hitler geschickt wurde, um ihm die Nationalökonomie der Krisenbekämpfung durch Kreditexpansion im amtlichen Auftrage klarzumachen. Man hat erfahren, daß diese Unterredung zu den seltenen gehört hat, in denen nicht Hitler, sondern der andere das Wort führte. Als Hitler einwandte, daß eine solche Kreditexpansion doch Inflation sei, erwiderte ihm Lautenbach: „Herr Hitler, Sie sind jetzt der mächtigste Mann in Deutschland. Nur eines können Sie nicht: Sie können unter den gegenwärtigen Umständen keine Inflation machen, soviel Sie sich auch anstrengen mögen.“ Als Hitler zu bemerken wagte, daß immerhin die von ihm befragten Bankiers anderer Meinung seien, erhielt er prompt die Antwort: „Herr Hitler, Bankiers sind wie Hefebazillen. Wie diese Alkohol fabrizieren, ohne davon zu wissen, so die Bankiers Kredit, ohne sich darüber klar zu sein.“

Von jenen Tagen bis zu der Zeit, da Hitler das 1933 Unmögliche, nämlich die Inflation, schließlich doch erreicht hatte, war ein weiter Weg. Es war ein Weg, in dem ich mich von meinem Freunde nicht nur räumlich, sondern auch in manchen nationalökonomischen Überzeugungen trennen mußte, da ich mich nicht davon zu überzeugen vermochte, daß die Lehren von Keynes — die so weitgehend auch diejenigen meines Freundes waren — mehr als eine sehr relative Wahrheit enthielten, die mir in einer extremen Situation wie derjenigen von 1930 bis 1933 zwar sehr wichtig, als eine „allgemeine Theorie“ aber höchst gefährlich erschien. Um so dringender empfinde ich das Bedürfnis, an dieser Stelle seinen allzu frühen Tod zu beklagen und das Andenken eines Freundes zu ehren, der nicht nur ein bedeutender Nationalökonom gewesen ist, sondern auch zu den wenigen Menschen gehört hat, deren Mission darin zu bestehen scheint, den Zyniker zu beschämen.

Nur wer in der Tat das Glück gehabt hat, Wilhelm Lautenbach persönlich zu kennen, weiß, daß er unendlich mehr als ein hochbegabter Nationalökonom gewesen ist: ein Mann von einer strahlenden Lauterkeit des Charakters, von unbestechlicher Wahrheitsliebe und von einem großen und tapferen Herzen. Mir ist kaum je im Leben ein Mensch begegnet, der einem so unmittelbar wie er das Gefühl gab: an diesem Manne ist nichts Gemeines, und alles Gemeine hat sich vor ihm zu verstecken. Er war gewiß ein streitbarer und bei allem Charme kein bequemer Mann, der niemandem schmeichelte und noch weniger selber geschmeichelt sein wollte, und Zorn und Mißmut sind ihm nicht fremd gewesen. Er muß manchen eitlen Menschen verletzt haben, und eigentlich hätte er wegen seiner unbekümmerten Gradheit viele Feinde haben müssen. Aber es war tröstlich zu sehen, wie er die meisten durch die Stärke und Reinheit

seines Charakters entwaffnete, und wie auch Widerstrebende vor der Uneigennützigkeit, der Ehrlichkeit und der Noblesse, die ihnen hier entgegentraten, den Hut zogen. Wilhelm Lautenbach war ein Mann, vor dessen unbestechlichem Blick man bestehen wollte und vor dem man sich mit dem geringsten gemeinen Gedanken schämte. Aber es gehörte zu diesem Charakter, daß er selber sehr weit von Selbstsicherheit entfernt war. Er war ein Grübler und steter Kämpfer gegen die Anfechtungen seines Inneren, die wirklichen und die vermeintlichen.

Er war im Harz geboren, in jener Gegend seines deutschen Vaterlandes, die Wilhelm Raabe mit ihren in sich gekehrten Menschen gezeichnet und die inzwischen die unbegreifliche Leichtfertigkeit einzelner Staatsmänner dem Bolschewismus ausgeliefert hat. Raabe war sein Lieblingsschriftsteller, und er selber gehörte zu jener fast ausgestorbenen Gattung nobler Einzelgänger, wie sie uns in Raabes Romanen begegnen. Er muß ein sehr naher Verwandter des Konrektors Eckerbusch aus dem „Horacker“ oder des Polizeischreibers Fiebiger aus den „Leuten aus dem Walde“ gewesen sein. Man ermißt, welche Kette von Qualen der Aufstand der Gemeinheit, der 1933 ausbrach, für einen solchen Mann gewesen sein muß, und wie die Weltkatastrophe, die jener Aufstand eingeleitet hat, dieses kostbare Leben seelisch zermürben mußte.

ERIKA HANTEL

Noras Rückkehr

Zwei Weltkriege haben den Leib der Erde erschüttert. Unter dem Heulen der Sirenen und dem Donner der Geschütze brachen lebenssichernde Ordnungen zusammen und hilfreiche Schutzvorstellungen büßten gegenüber höchster Bedrohtheit ihre letzte Kraft ein. Überall erklingt das Wort Chaos. Chaos! Das ist der unermessliche Raum, das ist die gestaltlose Masse. Äußerlich wie innerlich finden wir die gleiche Katastrophensituation im Sinne einer Wendung. Die alte Welt ist eingestürzt; die Abwendung von ihr vollzieht sich an jedem einzelnen Menschen mit unausweichlicher Notwendigkeit — auch gegen seinen Willen. Eine neue Welt ist nirgends sichtbar; eine Zuwendung zu neuen, fertigen Formen ist dem gegenwärtigen Menschen deshalb verwehrt. Er muß es lernen, den leeren Raum zu ertragen, bis auf dem Grunde seiner eigenen Wirklichkeit neues gestaltbildendes und raumerfüllendes Leben gerinnt. Gesteigerte Reizbarkeit, Unrast, Angst und Flucht oder Stumpfheit und Gefühlskälte sind die Begleiterscheinungen des gestaltauflösenden Prozesses. Keyserling, der auf die Schicksalsfrage der Zeit mit einer schöpferischen Rückwendung in die eigene Tiefe antwortet, bezeichnet das Hervortreten von Sinnlosigkeit und All-Angst als einen Zustand „schwebender Verzweiflung“, dessen Dichter Rainer Maria Rilke ist — der Dichter der Untergänge und Einsamkeiten, der leeren Räume und der Finsternisse. Er hat uns in der dritten Duineser Elegie die Dichtung der Angst vor dem Chaos hinterlassen. Doch mitten in die Schrecken dieser Elegie tritt das Bild der Mutter, die „ihm einfach mit der schlanken Gestalt wallendes Chaos vertritt“ und zu der er sagen kann: „Aus deinem Herzen voll Zuflucht mischtest du menschlicheren Raum seinem

Nacht-Raum hinzu". Rilke hat in seinen Briefen und seinen — aus tiefer Not — expansiv herausgeschleuderten Aufzeichnungen immer wieder die gesteigerte Gefahrensituation unserer Gegenwart deutlich gemacht, die in der Angst vor dem Chaos ihren Ausdruck findet. Hierbei handelt es sich grundsätzlich um eine Gefahrensituation des Mannes, seine Ablösung von den Mächten der Erde durch seine jahrhundertlang geübte Bewußtseinsentwicklung und sein blindes Verhalten zum Stoff, dem er die Idee gewalttätig einprägen will. Zu dem Nacht-Raum seiner Seele, um mit Rilke zu sprechen, gibt es für den Mann kaum einen direkten Zugang mehr. Zwischen ihm und dieser nächtlichen Welt liegt ein leerer Raum, der ihn ängstigt und zur Flucht treibt. Es gibt viele aussichtslose Fluchtwege für den Mann. Er kann in den „Tumult der Welt" fliehen, wie es Goethe nennt, in den Kampf mit äußeren Gewalten, die Kriege, in Rausch, in Krankheit oder Phantasie. Aber es gibt nur eine Zuflucht, die den leeren Raum in einen menschlicheren verwandelt, und diese Zuflucht ist die Wirklichkeit der Frau. Sie soll in faßbarer Gestalt verbindend und bannend zugleich zwischen den Mann und die chthonischen Mächte treten, denen sie verwandt blieb. Wirklichkeit und damit Wirksamkeit aber hat nur die Frau, die unbewußt noch nicht aus ihrer kosmischen Ordnung fiel — oder die durch Erkenntnis gewachsene Frau, die auf Umwegen über den Geist sich der erkannten Ordnung wissend beugt, nachdem sie den Sündenfall des Mannes aus der Natur an sich erlebte und erlitt. Das erkennende Wissen der Frau aber ist nicht das zerlegende, ordnende und aufspeichernde Wissen des Mannes, das zerstörbar ist. Nicht zufällig wird das Gewebe der Nornen und der Parzen, der großen Weberinnen, in verborgener Werkstatt gesponnen. Aus weiblicher Tiefe kommt das Wissen „jenseits aller Vernunft", ein Wissen, das vertrauensvoll eingebettet ist in die unlösbaren Rätsel des Daseins, in seine Entstehung und seine Untergänge. Die Verwurzelung in den Rhythmus der Erde macht die weibliche Existenz fähig, sich an Gefahrenpunkten innerhalb einer Welt zu halten, die stürzt, weil der Mann, der sie erschuf, ihre Existenz in Frage stellt.

Drängt der männliche Geist nach Sinnerkenntnis kosmischer Zusammenhänge und fühlt er, daß zur Lebenserneuerung eine Rückwendung unvermeidlich wird, muß weibliche Natur ihm als Brücke zu Hilfe kommen. Große geistige Bewegungen, seelische Aufbruchs- und Erneuerungsprozesse, die diesem Zusammenhang entspringen, nehmen deshalb ihren Ausgang von den Frauen oder sie werden von ihnen untergründig getragen. Wie Inseln ragen in der abendländischen Geschichte zwei Epochen dieser Art hervor:

Die frühmittelalterliche Mystik

und

Die deutsche Romantik.

Die frühmittelalterliche Mystik, die Neuverbindung des abgespaltenen, männlichen Geistes mit seinen göttlichen Tiefen nach Jahrhunderten der Veräußerlichung wurde vorbereitet durch die Gottsuche der Frau. Die Zeit war von einer geistigen Erregtheit getragen, die eine unbewußt religiöse Erregtheit war, die nach Auswegen drängte. Die Mystik nannte sie „die große Glut". Im Mann bewirkte diese Erregtheit einen aktiven Aufbruch nach außen, die Flucht

in den Kampf mit äußeren Gegnern und Gewalten. Er brach auf zum Kampf gegen die Ungläubigen und befehdete sie fast 200 Jahre durch die Kreuzzüge. Die Frau wandte sich im Gegensatz dazu in passiver, jedoch mutiger Hingabe den inneren Mächten zu. Sie folgte einem in ihr mächtigen Zuge zur Einsamkeit und verwandelte die Erregtheit ihrer Natur in das mystische Gotteserlebnis: in *Schau* und *Ekstase*. Sie vollzog einen Kreuzzug nach innen. In der Abgeschiedenheit und Einsamkeit der Frauenklöster ballten sich Innenkräfte, die eruptiv in die Außenwelt durchbrachen. Sie ergriffen unwiderstehlich den Mann, der geschlagen und beutelos aus den Kreuzzügen heimkehrte, jedoch in magische Berührung gesetzt mit der weithin betonten arabischen Kultur, von ihr ergriffen und befruchtet, seelisch aufgerissen und vorbereitet zu einer Rückwendung in die eigene Tiefe. An diesem historischen Augenblick wird sichtbar, daß der männliche Kampf mit dem konkreten Gegner ein Abweg vor einem Erneuerungsprozeß war, der aus der eigenen Tiefe kam, und daß die Erlösung nicht aus dem Kampf mit dem konkreten Gegner wuchs, sondern durch einen Rückzug zu sich selbst möglich wurde. Die rechtliche und gesellschaftliche Beschränkung der Frau des Frühmittelalters, ihre Abdrängung auf Kirche, Kreuzgang und Arbeitssaal des Klosters, vermochten es nicht, ihr Zentrum zu verändern oder die Weite ihrer inneren Welt einzuengen, die ihr durch Stille wurde. Ihre Klarheit wuchs durch die Abtrennung von den verwirrten Umweltverhältnissen in Kirchen und Staatsordnungen. Wenn kirchliche und weltliche Fürsten unsicher wurden, weil die Verstrickung in das äußere Geschehen sie blind machte, pochten sie an die Pforten der weiblichen Klöster, um sich Rat zu holen. In unerschütterlicher Sicherheit, eingebettet in die tragende Kraft ihrer kosmischen Ordnung, ruft die Nonne Hildegard von Bingen (1098 bis 1179) einem Papst zu: „Oh, du Mann, das Auge deiner Einsicht ist müde geworden“. Und als der Kaiser Friedrich Barbarossa ihren Rat erbittet, antwortet sie ihm: „Tu dein Auge auf. Räuber und Irrgeister zerstören den Weg des Herrn. Was gerecht ist, ist offenkundig. Wer gebietet, muß seinen Vorgänger im Guten nachahmen. Lege die Habsucht ab, wähle die Enthaltensamkeit. Du mußt in deinen Angelegenheiten sehr vorsichtig sein, denn ich schaue in geheimnisreicher Vision, wie du vor den lebendigen Augen Gottes von vielen Stürmen und Widerwärtigkeiten umlagert bist. Nur eine Zeitlang wirst du im Irdischen herrschen. Hüte dich, daß der höchste König dich nicht niederwerfe wegen der Blindheit deiner Augen, welche nicht recht sehen, wie du das Zepter führen mußt, um richtig zu herrschen.“ Die außerordentliche Einflußnahme weiblichen, mystischen Lebens auf den Mann, das Ineinanderfließen weiblicher und männlicher seelischer Kraftströme, vollzog sich — der Bewußtseinslage der Zeit entsprechend — unbewußt für beide Seiten.

Bewußter schon stand die Frau der *Romantik* in dem Aufbruchserlebnis ihrer Zeit, das von ihr nicht nur als religiöser Erneuerungsversuch durchlebt, sondern auch als solcher erkannt wurde, wie es Bettinas Wort verrät: „So vertritt die Kunst allemal die Gottheit und das menschliche Verhältnis zu ihr ist die Religion.“ War die Mystikerin als unbewußt vollziehende Kraft die unbewußte Vorbereiterin des mystischen Weges für den Mann, die seine Ängste vor unbekannten Tiefen bannte, indem sie ihm voranging, so war die *romantische Frau* die bewußtere Weggenossin des Mannes. Die

romantische Erlebnisform war das *Gespräch*, der lebendige Austausch, das ineinanderfließen der Gedanken und Gefühle. Vergeistigte Liebeskräfte der Frau flossen in breiten Strömen zum Mann hinüber und erzeugten jenen seelischen Überschwang, der den Mann zu seinem gewaltigen Aufbruch nach innen befähigte. „Die unendliche Idee der Liebe, die länger währen soll als die Schwingung der Lebenssaite währte“, wie Novalis schreibt, sie bricht hier im mann-weiblichen Beziehungsverhältnis befruchtend und sich im männlichen Werk verewigend auf. Das innere Gesetz der Frau war noch nicht erschüttert. Sie war ihm mit allen Schattenseiten solchen Seins noch tief verwoben. Das zeigt das Schicksal von Karoline Schelling, der Gattin und Gefährtin von August Wilhelm von Schlegel und Friedrich Wilhelm von Schelling, der unsichtbaren Trägerin der romantischen Bewegung.

Unlöslich verwurzelt in ihrer eigenen Natur, seelenstark und durch kein Schicksal zu brechen, ging diese Frau ihren Weg — wahrhaft eine Verschmelzung von Weib, Gefährtin und Schützerin. Immer ruhte sie in sich als Frau, immer blieb sie — trotz scharfen Verstandes — echte Entgegensetzung des Mannes, nie sein Echo. In sinnlichem Aufruhr von den Mächten der Erde ergriffen, sich ihnen wieder entreißend und sie im Geist verklärend, zwang sie die mann-weiblichen auseinanderstrebenden Kräfte in sich immer wieder zu einer Vereinigung. Das schuf sie um zu einer sicheren Geleiterin des Mannes durch die ihm unbekannten und unheimlichen Räume seiner Seele. Sie besaß das Herz voll Zuflucht für den Mann. Sie brachte es aus einsamen Kämpfen als verklärten Reichtum mit, mit dem sie nie geizte. „Der Drang zu besitzen und angehörig zu sein“, sagt Ricarda Huch von ihr, „war nie so stark in ihr wie die Kraft, liebend zu umfassen und aufzunehmen, zu pflegen, zu fördern, zu schonen und zu verstehen.“

In den verschiedenen romantischen Kreisen erscheinen die Frauen wie eine fruchtbare, kraftgedrängte Mitte, die das wahrhaft bewegende Element ihrer Umgebung ist. Noch erzeugt kein Wettstreit zwischen Mann und Frau ein verwirrendes Mit- oder Gegeneinander. Noch dachte, fühlte und handelte die Frau rein weiblich, naturhaft liebend, hingebend, verströmend, mütterlich. Noch war sie nicht aus ihrer stillen Mitte wetteifernd an die Seite des Mannes getreten. Noch war sie ihm Entgegensetzung, ruhender Pol, um den er unruhig suchend kreiste.

Inzwischen hat eine Verschiebung im mann-weiblichen Beziehungsverhältnis stattgefunden. Zwischen der Romantik und der Gegenwart liegt das „technische Schicksal“ des Mannes und die „Emanzipation“ der Frau. Der Mann verlor immer mehr die Verbindung zu den Wurzelstätten des Lebens. Doch das allein wurde nicht entscheidend für ihn. Entscheidend war, daß auch die Frau sich aus ihrer Naturverankerung löste, indem sie ihren weiblichen Pol verließ. Die Frauenbewegung wurde der Sieg des Mannes gegen seinen Willen, denn sie führte die Frau auf männliche Wege, und die natürliche Ordnung zwischen den Geschlechtern wurde gestört. Dunkel ahnte und fürchtete der Mann — vielmehr das Männliche im Mann — diese kommende Entwicklung vielleicht, denn er wehrte sich. Er wehrte sich gegen die ersten Emanzipierten, die so energisch und radikal zum männlichen Pol hinüber-

wechselten, daß sie, ihren angeborenen Hang zur Schönheit opfernd, die männliche Rolle sogar in ihrer Kleidung zum Ausdruck brachten. Diese in ihrer Zeit nur mitleidig belächelte Erscheinung beleuchtet das Abrücken der Frau aus ihrer weiblichen Welt besonders kraß, wenn wir Keyserlings Betrachtung folgen: „Das ganze äußerlich sichtbare Gebahren naturnaher Frauen gehört in das Gebiet der Toilette, die gerade darum so abwechslungsreich als möglich sein muß, weil dank solchem Wechsel die in stetem Wandel begriffene Natur am leichtesten zum Ausleben gelangt.“ Der Trieb des heiteren, befreienden Auslebens der in stetem Wandel begriffenen Natur in immer neuen, verwandelnden, bald verdeckenden, bald enthüllenden Formen von Geweben und Gespinsten muß von der Frau bei ihrem Eintritt in das öffentliche Leben, in den grauen Alltag des Mannes, verdrängt werden. Diese Verdrängung ist so vorzüglich gelungen, daß heute — um es übertrieben zu sagen — die Frauen der ganzen Welt sich gleichen. Weiblicher persönlicher Stil ist eine selten gepflegte Kostbarkeit geworden. Alte und junge Frauen tragen die gleichen Frisuren, die gleichen Hüte, die gleichen kurzen Röcke, die gleichen Strand- und Sportkostüme, die gleiche Berufskleidung. Alles ist eingeebnet und festgelegt, wobei dem Film, der nicht nur die Mode, sondern auch die mit ihren Töchtern rivalisierenden jugendlichen Mütter als Bild und Vorbild über die Welt trägt, eine nicht unwesentliche, normalisierende Rolle zufällt.

Jeder Mensch vereinigt Männliches und Weibliches in seiner Natur. Jeder Mann muß deshalb Weibliches in sich mitleben lassen, wie umgekehrt jede Frau ihr Leben auch mit männlichen Mitteln gestalten muß. Verläßt sie aber ihren weiblichen Pol, um nur männlich zu reagieren, zu arbeiten, zu denken, gerät sie in eine gefährvolle Situation. Sie ist jedoch nicht die Alleinleidtragende. Ihre Entwicklung ist von der des Mannes nicht zu trennen, denn Mann und Frau stehen in unlösbarer Wechselwirkung, die als fruchtbarer Prozeß ausschaltet, wenn beide Geschlechter seelisch-geistig auf derselben Polseite stehen. Ob wir den höchsten Gefahrenpunkt, dieses unsichtbaren, schleichenden, zerstörerischen Vorgangs schon erreicht haben, ist nicht auszusagen. Die leere, starre Verstandesmöglichkeit, das Nützlichkeitsdenken heutiger Frauen und die an ihnen, weit mehr als am Mann, erschreckende Gefühlslosigkeit, um nicht zu sagen Gefühlsroheit, deuten auf eine bestimmte Grenze der Entwicklung, über die hinaus es kein Vorwärts mehr gibt, an der vielmehr notwendig die Gegenbewegung einsetzen wird.

Die Entwicklung der Frau empfing ihre Förderung von zwei ganz verschiedenen, sich in keiner Weise berührenden Frauengruppen. Ihre einzige Gemeinsamkeit bestand darin, daß sie beide in Industriezentren und Großstädten wuchsen und zur Auswirkung kamen. Die durch die Industrialisierung im bäuerlichen oder handwerklichen Betrieb entwurzelten, sozial ungesicherten und durch Lebensnot in die Fabriken gedrängten Arbeiterinnen bildeten eine Gruppe. Sie setzten sich in ihren Zielen schon im Keim scharf ab gegen die zweite Gruppe der in der Haushaltung aufgabenlos werdenden Frauen der gesicherten, bürgerlichen Kreise. Die Arbeiterinnen wurden vom Industrialisierungsprozeß als Werkzeuge verschlungen, während die bürgerliche Frau durch das Eindringen der zivilisatorischen Errungenschaften in die Haushaltung, ohne ihr Zutun, zur Nutznießerin der Technik wurde. Die Technik sollte ihr jedoch

gleichzeitig zu einer harten Aufgabe werden, denn sie beraubte sie fast überganglos ihrer bindenden und beglückenden Tagespflichten und schuf eine beunruhigende Stauung von brachliegenden weiblichen Kräften.

Seltsam mutet uns heute in diesem Zusammenhang das damals gewählte Wort *Emanzipation* für den Aufbruch der Frau in eine neue Richtung an, denn keinesfalls sollten in jenem Augenblick Kräfte aus einem Zwang befreit werden, vielmehr suchten freigewordene, überschüssige Kräfte, die eine gedrückte Stimmung in der Frauenwelt schufen, nach einem neuen Strombett, in dem sie sich entfalten konnten. Die Gruppe der Arbeiterinnen wurde zwangsläufig in den Konkurrenzkampf mit dem Mann gedrängt. Die höher entwickelte bürgerliche Frau mußte sich ebenso zwangsläufig in die Aufgabenkreise des Mannes drängen, wollte sie nicht an den diffus schwebenden Kräften ersticken. Zwischen diesen sich prägnant abhebenden Gruppen lag das verborgene fließende Strombett aller der Frauen, die sich zwar offiziell gegen die „Emanzipation“ stellten und ihre freien Kräfte weniger turbulent in karitativer, sozialer und pädagogischer Arbeit — ohne Anspruch auf Gleichberechtigung mit dem Mann — unterbrachten. Auch sie mußten in diesen Leistungen männliche Eigenschaften entwickeln, ohne dieses Ziel bewußt anzustreben. Die Arbeiterfrau kämpfte einen Wirtschafts- und Lebenskampf, der für sie die Form des Klassenkampfes annehmen mußte. Die differenziertere bürgerliche Frau wurde zur Trägerin eines Bewußtwerdungsprozesses geistiger Art. Beide Frauengruppen traten ein in die fertige Welt des Mannes, deren Gesetze die ihren werden mußten. Zwar sah eine Frau wie Helene Lange darin eine Gefahr und sie betont in der ersten Nummer ihrer Zeitschrift „Die Frau“ (1893), daß dieser Aufbruch „nicht eine unselbständige Nachahmung des Mannes meint, sondern die Ausgestaltung der Eigenart der Frau durch freie Entwicklung aller ihrer Fähigkeiten, um sie in vollem Maße nutzbar zu machen für den Dienst der Menschheit“. Vom heutigen Standpunkt, der bereits einen Überblick gestattet, war jedoch die Erarbeitung der vom Mann geschaffenen Bewußtseinserweiterung im geistigen Raum eine unerläßliche Stufe weiblicher Entwicklung¹⁾. Es war historisch der Augenblick gekommen, in der der Schleier der Unbewußtheit fallen mußte. Die Frau war reif geworden für den Geist. Die skizzierten sozialen Zusammenhänge im Jahrhundert der ungestüm wachsenden Technik waren deshalb nur ein letzter, äußerer Anstoß, und die bewußt verflochtenen Ziele der damaligen Frauenrechtlerinnen — sichere Arbeitsbedingungen, Universitätsstudium und politische Gleichberechtigung — waren nicht identisch mit dem unbewußten Ziel und Zweck dieser Kulturbewegung.

Die Frauen wünschen gar nicht eigentlich die Unabhängigkeit vom Mann in jedem Sinn, denn dies würde völlige Isolierung bedeuten. Was sie wirklich wünschen, ist eine innere Beziehung, und dafür ist ein gewisser Abstand unerläßlich. Eine wirkliche psychologische Beziehung kann sich zwischen einem herrschenden und einem abhängigen Partner ebensowenig bilden wie zwischen Herren und Sklaven. Die unabhängige, individuelle Seite der weiblichen Seele blieb ja überdies in einem unerhörten Maße unbeachtet und infolgedessen

¹⁾ Der geistige Raum, der Logos sei hier betont, denn im Gefühlsmäßigen, im Reich des Eros, ist die Frau von Natur bewußter als der Mann.

unentwickelt und kindlich. Die stärkste Konzentration und Hingabe war deshalb eine Zeitlang nötig, um jene frühere Vernachlässigung auszugleichen. Im Beginn der Frauenbewegung konnte nur die Frau, die sich mit Haut und Haar dem Unabhängigkeitskampf ihres Geschlechtes verschrieb, gegen das Riesengewicht der öffentlichen Meinung außen und die Macht der Gewohnheit innen etwas ausrichten, denn diese beiden Gewalten hielten die hergebrachten Richtlinien für das, was der Frau »recht und schicklich« sei, eisern aufrecht. Wenn derartige Ansichten allgemein gültig sind, bekommen sie das Gewicht einer göttlichen Institution. Brachen die Frauen mit der Überlieferung, so brachen sie gleichzeitig mit dem, was sie als Gottes Willen gelehrt bekommen hatten. Nur unbedingte Hingabe konnte solche Bande sprengen. Wir spüren etwas von diesem bedingungslosen Sicheinsetzen im Lebenslauf der Florence Nightingale. Sie lebte nicht für sich und ihre persönlichen Wünsche; sie opferte Familie und Bequemlichkeit, gesellschaftliche Stellung und Vermögen, ja sogar Liebe und Ehe, getrieben von dem Verlangen, zu wirken und ein schaffendes Mitglied der Gemeinschaft zu werden.

Allein die Frau blieb — was sie stets ist — über ihr wahres Ziel im Unbewußtsein. Sie stand im Glauben, für Unabhängigkeit und Berufsmöglichkeiten zu kämpfen. Das war aber nur eine vorübergehende, wenn auch höchst notwendige Phase auf dem Weg zum eigentlichen Ziel, die Möglichkeit einer seelischen oder psychologischen Beziehung zum Mann herzustellen.

Wenn aber die Frau ihr Ziel nicht einmal selbst erfaßte, ist es da ein Wunder, wenn andere ihre Absichten mißverstanden? Von ein paar einsichtigen Männern wurde sie unterstützt, weil diese vielleicht besser als sie selbst begriffen, worauf die Entwicklung hinaus wollte. Unter diesen weitblickenden Männern ist an erster Stelle C. G. Jung zu nennen. Wiederholt hat er uns daran gemahnt, daß Mann und Weib erst zusammen die Menschheit bilden; daß der Mann allein auf der Suche nach größerer Bewußtheit nicht weit kommt, solange die Frau im mittelalterlichen Zustand primitiver Unbewußtheit verharret. Gewiß ist das Frauenproblem ihr Problem, aber ebenso sehr geht es die ganze Menschheit an. Solange sie ihr Problem nicht gelöst hat, wird die Menschheit auf ihrer Stufe der Unbewußtheit festgehalten.

Es ist also unerläßlich, daß sie ihre männliche Seite entwickelt, daß sie es lernt, eine »Sache« und eine Idee zu lieben, auch wenn dies zunächst ein Vorrecht des Mannes war und ihre Haltung zu Idee und »Sache« niemals die seine werden kann. Denn so weit sie auch in dieser Kunst kommen mag, immer wird sie sich mehr für die »Anwendung« einer Idee als für die Idee selbst interessieren, obwohl sie dabei immer als von der Idee sprechen wird. Auf diese Weise findet ihre Liebe den Weg über die »Sache« hin zum Menschlichen, das hinter der »Sache« liegt."

Wenn dieses Wort von Esther Harding: „Ihre Liebe findet den Weg über die Sache hin zum Menschlichen“, Verwirklichung gefunden haben wird, wird das Problem der modernen Frau gelöst sein, und der Krisenpunkt ist überschritten. Der Umweg der Frau verlagerte ihr Schwergewicht auf den männlichen Anteil ihrer Natur. Sie wurde verdrängt, ein Stück Männlichkeit zu erwerben, und Tausende von Frauen finden zu ihrem eigenen Schmerz den

Weg über die Sache zurück zum Menschlichen im Augenblick noch nicht. Darin liegt die Tragik von ungezählten Einzelschicksalen heutiger Frauen.

In immer steigender Zahl werden Frauen durch das Berufsleben ihren Familien entfremdet. Das ist selbstverständlich nicht allein Folge der Frauenbewegung, sondern fällt zusammen mit der Verwandlung der Wirtschaftsstrukturen und der Tatsache, daß das öffentliche Leben sich auf Kosten des privaten Lebens erweitert. Diese Umbildung ist nicht aufzuhalten. Wesentlich ist in bezug auf die Frau ihre Reaktion auf diesen Prozeß. Ein Teil der Frauen fühlt sich zerrissen und schwankt unerfüllt zwischen Beruf und Heim. Ein anderer Teil, der vermännlichte, ist bereits dem öffentlichen Leben in Büros, Fabriken und Instituten verfallen und meint, die „Einsamkeit des Hauses“ nicht mehr zu wünschen, sogar nicht mehr ertragen zu können. Lieblos geführte Haushaltungen, verödete Heime sind die Folgen dieser Abweichung aus dem weiblichen Raum. Die Frau ist zur Zeit nicht der ruhende Pol, sie kann es noch nicht wieder sein. Ihre Entwicklung erschütterte ihre Ruhe, denn „Zuwachs an Kenntnissen erzeugt Zuwachs an Unruhe“ (Goethe).

Ihr Platz als Arbeitsgefährtin des Mannes, vor allem als seine Konkurrentin durch die Form des heutigen Berufslebens, zwingt sie zu einer anhaltenden, abstumpfenden Nähe, die einen fruchtbaren Spannungszustand nicht wachsen läßt. Deshalb ist ihr Einfluß gering, und ihr natürlicher Schutz gegen Zerstörung und Chaos ist im gegenwärtigen Augenblick ohne Kraft in der Welt. Keyserling bestätigt diesen Zusammenhang: „Soweit meine Kenntnisse reichen, haben sich matriarchalisch organisierte Gemeinschaften nie zerstörerisch erwiesen. Der herrschende, von Fraueneinfluß unberührte Mann hingegen ist der Natur gegenüber ursprünglich zerstörerisch gesinnt.“ Die rechtlose, in klösterlicher Abgeschiedenheit lebende mystische Nonne war, wie wir sahen, ein unbewußtes Polarisationsphänomen und hatte eine weit tiefere und breitere Möglichkeit weiblicher Einflußnahme als die mit allen Rechten ausgestattete, erfolgreiche, emanzipierte Frau. Sie konnte dort antworten, wo der Mann zum Frager wurde. Die heutige Frau steht dem Mann, trotz intensivster Nähe, innerlich fern, weil sie auf seiner Polseite steht. Sie ist wirklich emanzipiert, obwohl sie, wie Esther Harding sagt, die Unabhängigkeit vom Mann gar nicht wünschte, weil diese ihre Isolierung von ihm bedeutet.

Keyserling hat uns an mann-weiblichen Beziehungsverhältnissen in räumlich voneinander entlegensten Ländern der Welt gezeigt, daß der eine Pol verdirbt, wenn der andere durch innere Gründe in Verwirrung gerät, daß dagegen die weiblichste Frau unbewußt höchste und sublimierteste rein männliche Werte im Mann aktivieren kann. Dieser Aspekt erklärt, daß Ehen zwischen geistig hochstehenden Männern und auffällig ungeistigen Frauen einen tiefen Sinn haben, obwohl sie von der Umwelt meist mißverstanden und abgelehnt werden. Es treibt den Mann in solchen Fällen zu unbewußt sicherer Weiblichkeit, die noch fest in der Natur wurzelt und die ihm deshalb echter Gegenpol werden kann. Wenn er dafür auch bewußt geistig darbt, so werden seine männlichen Anlagen sich an dieser rein weiblichen Entgegensetzung sicherer und stärker entfalten als an einer geistig gleichwertig entwickelten, aber im Instinkt unsicheren Frau. Ob und wie weit die derzeitige Verschattung des weiblichen Bildes auf die geistige und künstlerische Produktivität des

Mannes Einfluß hat, ist eine nicht zu beantwortende, aber vielleicht aufzuwerfende Frage. Es drängt sich auch die Frage auf, ob das auffallende Symptom des Gefühlsverlustes beider Geschlechter, das wir gern der Entwicklung und dem Einfluß des Maschinenzeitalters zuschreiben, nicht eine zweite Wurzel darin hat, daß die Frau das Gefühlsdenken opferte, als sie auf den männlichen Pol hinüberwechselte und dem kühlen Verstand den Vorrang gab. Die natürliche, weibliche Gabe der verknüpfenden Anschauung, die es der Frau ermöglicht, aus einer Fülle von teils bewußt, teils unbewußt gefühlsmäßig aufgenommenen Einzeleindrücken einen tieferen Sinn zu erschließen, wurde verschüttet, als sie es lernte, die Ereignisse im Lichte der Ratio zu sehen. Denn der Verstand trennt, wo das Gefühl bindet. „Knüpfen Sie Fäden, es ist doch ein weiblich Geschäft“, konnte noch Goethe an Frau von Stein schreiben, und jede Frau verwies er damit auf ihre tiefste Möglichkeit. Gefühl und die ihr zugeordnete Phantasie werden von der Frau aus Anpassungsgründen an männliche Sachlichkeit heute sogar im subjektivsten Ausdruck, dem Brief, verdrängt. Im Gegensatz zu den von Gefühl oft überquellenden Briefen romantischer Frauen, erschüttern moderne Frauenbriefe durch ihre Leere, Dürftigkeit und Unpersönlichkeit, und manche Frauen sagen fast verschämt: „Es drängt sich mir ganz anderes auf, was ich schreiben möchte; wenn ich es aber niederschreibe, erscheint es mir so übertrieben, daß ich es vernichte.“ Auch vor den Eroskräften der Frau hat der Umformungsprozeß auf Kosten der Weiblichkeit nicht halt gemacht. Es ist zu der von der Frau unbewußt gelebten und von ihr selbst beklagten Form der erotischen Aggression gekommen, die weder sie selbst noch den Partner in Einklang mit sich setzt. Die Frau lebt in solchen Fällen ohne Beglückung die Rolle des Mannes und wird zu aggressiver Aufdringlichkeit von innen her gedrängt. Der Mann aber wird gegen seinen Willen in eine passive Haltung gezwungen, die sich auf das Gesamt seines Offensivgeistes schwächend auswirken muß.

Ein Zurück in unbeschwerte Unbewußtheit gibt es für die Frau nicht mehr. In einer Übergangssituation leben, heißt die Widersprüche in sich selbst erkennen. Der Zwiespalt, in den weibliches Wesen schicksalsmäßig geraten ist, stellt die Frau vor die Aufgabe, im Wirrsal der Ereignisse den Faden der Geschichte zu verfolgen und sich ihres sinnvollen Umwegs über den männlichen Geist bewußt zu werden. Denn schon Erkenntnis kann Erlösung bringen, und ein Augenblick der Besinnung kann zum erregenden Augenblick ehrfurchtsvollen Erschauerns der Frau vor der gesetzmäßigen, unterirdischen Kommunion der Kräfte werden, die sich als überpersönlicher Geschichtswille oberirdisch am Einzelwesen vollzieht. Soll die Frau sich dank der von ihrer arbeiteten Geistkräfte selbst entdecken? War das der Sinn ihres großen Umwegs? Mußte sie sich selbst verlieren, um sich wiederzufinden? Mußte sie eine Zeitlang auf der männlich-aktiven Polseite des Mannes agieren und fühlen, daß sie dort nicht heimisch werden konnte, um sich nach sich selbst, nach ihrem Ursprung zu sehnen? Gelänge es ihr mit dieser Fragestellung und mit dem neuen Rüstzeug des erkennenden Wissens eine Rückwendung zu vollziehen zu ihren nie zu erschöpfenden Liebeskräften, zu der Sicherheit ihres Instinkts, zu der Besonderheit ihres Schauens, zu der Stille ihrer Tiefe, dann ständen wir vor einem innerseelischen Ereignis von noch nicht

zu ermessender Auswirkung: vor der Neugeburt der weiblichen Frau. Dann müßten alle äußeren Macht- und Konkurrenzfragen von selbst vergehen. Eine neue Situation müßte entstehen, wenn die zu sich heimgekehrte Frau in neuer, sinnvoller Ordnung ihren Platz als Mit-Wirkende — im Gegensatz zur Rivalin — findet. Ihr Kampf würde dann nicht mehr um gleichwertiges Verhandlungs- und Stimmrecht an Sitzungstischen gehen, um Siege in der Dialektik, um Erfolge in Wettbewerben. Sie würden dann, in sich ruhend, wieder wissen, was es heißt, ein Problem in der Stille „auszutragen“, statt rasche Entscheidungen zu treffen und es damit unerlöst versinken zu lassen. Ihr Reich würde wieder mehr in den Schatten zurückrücken. Dort würde sie stärker und glücklicher sein als im Licht. „Denn die echte und damit mächtige Frau beeinflusst im Verborgenen“, sagt Keyserling, „tritt ungern an die Öffentlichkeit, und je mehr sie vom äußeren Leben abgeschlossen bleibt, desto stärker beeinflusst sie ihre Söhne in den ersten Lebensjahren und meist deren ganzes Leben lang.“ Als die geborene Mittlerin würde die Frau sich ihrer Natur aufs neue anvertrauen, doch würde diese Mittlerschaft durchlichtet und geführt vom Geisterlebnis sein, fähig nur, von sich aus die ersehnte, ernste Beziehung zum Mann zu schaffen.“ „Wir sind nun acht Jahre verheiratet. Fällt es dir nicht auf, daß wir beide, du und ich, heute zum erstenmal ernst miteinander reden?“ ließ Ibsen seine Nora sagen. Und „weil sie wußte, daß es für sie notwendig war“, verließ Nora ihren Mann, ihre Kinder, ihr Heim und brach mit den Konventionen ihrer Zeit. Heute kehrt sie heim. Das notwendige Stadium der Entwicklung der Intelligenz und des Willens ist durchlaufen. Nora mußte ihrem Mann auf Zukunftspläne ablehnend sagen: „Ich weiß ja gar nicht, was aus mir wird“, und vorwegnehmend lag darin das Wissen, daß es eine künstliche Wiederherstellung der alten Form nicht geben konnte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir im Augenblick des Aufbruchs der Frau zu neuen Lebens- und Beziehungsformen. Die Geschichte legt die Möglichkeit dieses Aufbruchs in einen begnadeten Augenblick, denn alles Alte ist zerstört. Der Phantasie und Erfindungsgabe der Frau sind keine Schranken gesetzt, aus Chaos Welt zu schaffen. Die Vielgestaltigkeit weiblichen Innenlebens hat unbegrenzte Möglichkeiten, sich in neuen Formen des Familien-, Gesellschafts- und sogar des Wirtschaftslebens zum Ausdruck zu bringen. Des Wirtschaftslebens? werden heutige Männer der Wirtschaft ungläubig und ein wenig spöttisch fragen. Und doch sollte es gerade im Wirtschaftsleben Frauen geben, denen ohne feste Abstempelung auf eine eingegrenzte und vorgeschriebene Tätigkeit die Pflege des Seelenlebens in den Wirtschaftsbetrieben obliegt, die durch ihr weibliches, mütterliches Dasein Kristallisationspunkte für Spontaneität und für Wachstum des Menschlichen im Menschen mitten im starren Maschinenbetrieb bilden. Es gibt derartige Versuche der Beseelung in der Industrie, geglückte Versuche, die uns sagen, daß die Menschen in der Industrie auf diese Frauen unbewußt warten, denn das Leben läßt nicht zu, daß man es verdrängt. Die von der Technik vergewaltigten und verdrängten Seelenkräfte wollen befreit und ursprünglich menschlichen Zielen wieder zugeführt werden. Sie müssen befreit werden, wenn sie nicht zu gefährlichen, unterirdischen

Empörern werden sollen. Wer stände der Beseelungsarbeit näher als die Frau? Um sie aber im technisch-wirtschaftlichen Bereich zu vollziehen, dazu bedarf es der ganzen erworbenen Bewußtheit der Frau. C. G. Jung zeichnet einmal in einem anderen Zusammenhang einen Frauentypus, der die entscheidenden Züge besäße, in nächster oder ferner Zukunft diese Aufgabe im technisch-wirtschaftlichen Leben zu erfüllen. „Vermöge ihrer Klarheit, Sachlichkeit und Männlichkeit“, sagt Jung, „ist gerade diese Frau häufig in wichtigen Stellungen anzutreffen, wo ihre spät entdeckte, mütterliche Weiblichkeit, geführt von einem klaren Verstande, eine segensreiche Wirkung zu entfalten vermag. Aber nicht nur im Äußeren bestätigt sich ihre seltene Kombination von Weiblichkeit und männlichem Verstand, sondern auch im Reich der seelischen Intimität. Sie kann als geistige Führerin und Beraterin eines Mannes, der Außenwelt verborgen, eine überaus einflußreiche Rolle als unsichtbarer spiritus rector entfalten.“

War nicht die mittelalterliche, mystische Nonne die geistige Führerin und Beraterin des Mannes, die ihn — der Außenwelt verborgen und ohne Anspruch auf Ruhm — in seinen Zielsetzungen und Entschlüssen unterstützte? Eine weit ausholende Schwingung des Pendels der Geschichte führt von der mystischen — unbewußt sicheren — Nonne zu der bewußt sicheren Frau der Gegenwart, deren ideale Verwirklichungsmöglichkeit in Jungs Worten angedeutet ist.

Sichtbare Klostermauern, das Symbol der Trennung und des Schutzes, schieden die mittelalterliche Frau, die den Schleier genommen hatte, von der Welt und vom Mann. Die Trennung schuf einen klaren Überblick über die Weltverhältnisse und eine intensive, geistige Beziehung zum Mann. Kaiser, Könige und Päpste empfangen entscheidende Impulse aus der Einsamkeit der geschützten Klosterzellen, und trotz der sichtbaren Ablösung der geistlichen Frau aus dem weltlichen Raum wurde dieser aufs stärkste von ihr beeinflusst. Die Frau des 20. Jahrhunderts kann keine Klostermauern um sich bauen, hinter denen weibliches Gemeinschaftsleben ausstrahlende Kräfte entwickelt. Sie gehört in die Welt, in den Alltag, in die Arbeitsstätten der Gegenwart. In ihnen muß sie sich bewähren und wirken. Ihre gewonnene Bewußtheit schafft ihr jedoch die Möglichkeit einer Emigration in ihren weiblichen Innenraum, die unabhängig von Raum und Zeit ist und keiner sinnbildlichen Mauer mehr bedarf. Wenn heute, wie es vielfach geschieht, gerade von geistigen Frauen geäußert wird, daß es ihr Ideal wäre, hinter einer Klostermauer Schutz und Ruhe zu finden, um einem unendlichen Bedürfnis nach Einsamkeit und Absonderung nachgeben zu dürfen, so ist es wahrscheinlich der Ausdruck einer anbrechenden, neuen Wirklichkeit unter altem Bild. Denn „Ideale bedeuten nie Illusionen, sie sind die projizierten Bilder innerster subjektiver Wirklichkeit“ (Keyserling).

Wir verstehen Bewegung nur, wenn wir wirklich ihre Wege nachzugehen versuchen. Deshalb mußten wir der Frau auf ihrem Wege der geistigen Entwicklung über den Mann, über den Konkurrenzkampf und die verwirrende Vermischung mit ihm bis zum entscheidenden Augenblick der klärenden Distanzierung folgen. Ihre Fortentwicklung in den nächsten Jahrzehnten wird zeigen, ob ihr Weg der „positive Rückzug“ dorthin ist, wo im weiblichen

Raum ohne Programm geschaffen wird, wo bergend und bildend wieder Schutzkräfte für Männer und Kinder wachsen, wo naturhaftes Sein Formen schafft, die zu neuer Gestaltung anregen, denn „nur die naturhafte Frau, ja sie allein kann den geistigen Mann inspirieren: aus dem Urgrunde des Seins führt sie ihm Kraft zu, und korrelativ dazu beschwört sie sein Ursprüngliches im Leben“ (Keyserling). Der Rückzug der Frau zu sich selbst, in die Enge, in die Stille, ja, wenn es sein muß, in eine bewußte Schwäche, wird nicht weniger von ihr fordern, als es ehemals der kämpferische Aufbruch in die Welt tat. Damals galt es, Wissenschaft zu erarbeiten. Die Pflege des Persönlichen ist eine weibliche Kunst. Wissenschaft und Kunst entspringen der gleichen Quelle — der Phantasie. Sie sollten vereint ein neues Leben in der Frau beginnen, um anspruchslos der Gestaltung des Alltags zu dienen — nachdem das Erdbeben in Europa alle Familien- und Gesellschaftsabende vernichtete, um Keime neuer, verinnerlichter Gemeinsamkeit auf zerstörtem Boden zum Schwellen und Blühen zu bringen. Der auf materiellem Boden gewachsenen, kraft- und zeitraubenden bürgerlichen Geselligkeit ist durch den Verlust der Materie der Boden entzogen. Damit ist ihr Leben vorerst einmal ausgelöscht. Die Begabung der Frau, dem Leben aus sich heraus Glanz zu verleihen, eine einzige Blume oder Kerze an den rechten Platz zu stellen, einen sorgsam gedeckten Tisch für einen geliebten Menschen zu bereiten, im rechten Augenblick ein erlösendes Wort zu finden, einer düsteren Außenwelt das innere Licht entgegenzustellen, kann wissend verwendet die Welt verwandeln. Anonymität und Selbstbescheidung sind die bewegenden Kräfte solchen Seins, und das geheimnisvolle Zaubermittel der Frau ist die Gewaltlosigkeit, jenes „sanfte Eindringen“, von dem östliche Weisheit lehrt, daß es die Fähigkeit hat, die Außenwelt zu beeinflussen und in die Hand zu bekommen. Denn man vermag auf diese Weise die Dinge ihrem Wesen nach zu verstehen, ohne daß man selbst hervortreten braucht. Die Frau ist aus ihrer biologischen Bestimmung heraus belehrt, daß das Weitertragen des Lebens in die Unendlichkeit immer wieder im unendlich Kleinen beginnt. Sollte sie sich diese mikrokosmische Gegebenheit und ihre unberechenbare Lebendigkeit nicht in einem Augenblick eindringlich bewußt machen, in dem der Mann sich anschickt, die Mikrophysik zu entdecken und den rational erfassbaren Vordergrund mit dem hintergründlichen, unberechenbaren Feld des Letztwirklichen zu verbinden? Den an grell beleuchtete Erfolge gewöhnten, „arrivierten“ Frauen unserer Zeit wird der Rückzug aus der Helligkeit und scheinbaren Weite in die Welt des Zwilichts, der Enge und des Anfangs weder möglich noch erstrebenswert erscheinen. Doch es gab zu jeder Zeit und es gibt heute Frauen unter uns, die in beiden Bereichen ihre Kräfte wirksam entfalten können. Sicherlich sind sie zur Zeit noch begnadete Einzelerscheinungen. Die Frau wagt heute als Einzelne meist noch nicht, wozu sie sich innerlich schon gedrängt fühlt. Sie wagt es nicht, klare und einfache Gedanken zu äußern, die der Wirklichkeit entspringen und die dadurch die Existenz ordnen. Sie ist nicht immer so gefühlsarm, so nüchtern und kühl, wie sie sich in der vom Mann noch bestimmten Welt gibt. Im Zusammenschluß mit anderen Frauen würde sie sich bestätigt und gesteigert fühlen, die zum Durchbruch reifen, weiblichen Impulse zu leben. Für diejenigen, die einer Entwicklung nur

im Strom zu folgen vermögen, würde es deshalb vielleicht moderner Formen weiblicher Kollektivbildungen bedürfen, wie sie das Beginenwesen im Frühmittelalter nach den Kreuzzügen zum Schutz und zur Pflege des innerlichen Lebens schuf. Ein solcher sichtbarer Rückzug zum rein-weiblichen Pol wäre historisch nicht unmöglich. Die Geschichte bedient sich stoßartiger Bewegungen, weshalb sie dem Lebenden so undurchsichtig ist. Die Vermischung hob den gegenseitigen fruchtbaren Einfluß der Geschlechter aufeinander auf. Vielleicht würde eine überraschend starke Auseinandersetzung den Bogen neu spannen, die Polarisation fördern können. Es läßt sich darüber nichts aussagen. Die Not der Zeit wird die Formen gebären, die sie zu einer neuen Totalität zwischen Mann und Frau braucht.

Am Ende der den Mann langsam entwurzelnden, naturwissenschaftlichen Entwicklung der letzten fünfhundert Jahre steht die Frauenbewegung. War sie ein letztentwurzelndes Moment? Zwei Weltkriege fallen mit der Zeit zusammen, in der die unvorhergesehene Auswirkung der Frauenbewegung das Bild der Frau vorübergehend verschleierte. Wie ein Polarstern, zu dem weibliche Bewegung verborgen immer wieder zurückstrebt, steht über allen Formen des Erscheinens und Schwindens des weiblichen Bildes das unveränderliche Bild des Ewig-Weiblichen. Wird das kommende Schicksal des Mannes und damit das Antlitz der Erde sich daran entscheiden daß über dem Ausgang der Frauenbewegung das Zeichen der Heimkehr zur ewigen Frau steht?

Zum 50. Todestage von Theodor Fontane

20. September 1948

Zwei unveröffentlichte Gedichte und ein Brief

Mitgeteilt und erläutert von Hermann Fricke

DIE TAGE VON DOBBERTIN

Die Sonne ist im Scheiden,
Das Boot fährt über den See,
Die Erlen und die Weiden
Spiegeln sich im See.

Die Schwäne stillere Kreise
Im weiten Wasser ziehn.
Ich denk an die goldnen Tage,
An die Tage von Dobbertin.

Aus dem Sommer 1871, in dem Fontane wie häufig als Gast seiner Freundin Mathilde von Rohr im Kloster Dobbertin in Mecklenburg Einkehr zu angestrengter dichterischer Arbeit hielt.

HERBSTGEFÜHL

Rot und gelbe Herbsteslehen
An der Berge blauem Joch
Und wie Frühlingsgruß und Sehnen
Astern blühen und verbrennen,
Aber ach, wie lange noch?!

Und aus dunkeltiefer Stelle
Unter Schäumen und Gepoch
An des Tages heitre Helle
Bricht hervor die Waldesquelle,
Aber ach, wie lange noch?!

Und so schwindet hin das Leben,
Schwindet, und du liebst es doch.
Wieder regt sich Stolz und Streben,
Und der Wunsch kommt auf daneben —
Aber ach, wie lange noch?!

Thale, d. 10. Aug. 77

Nach schwerer Nervenerkrankung weilte Fontane vom 9. August bis Anfang September zur Erholung in Thale am Harz.

Theodor Fontane an seinen Sohn Theodor in Münster i. Westfalen

Berlin 7. Okt. 90.

Potsd. Str. 134 c.

Mein lieber alter Theo.

Dann und wann, von einem historischen und zinnengekrönten Höhepunkte*), trifft ein Gruß von Dir ein, der allerherzlich erfreut und zur Erwiderung drängt. Du solltest zum 5. [Hochzeitstag des Sohnes] eine Gratulationskarte erhalten und vielleicht ist sie Dir auch zu Händen gekommen, wenn Martha nicht, vielleicht im letzten Momente wohl noch, ihre Schreiberei wieder vernichtet hat, denn der 5. fiel auf einen Sonntag und promptes Erscheinen, das bei solchen Gelegenheiten eigentlich alles ist, war dadurch ausgeschlossen.

Gestern, auf dem Wege zur Zeitung, wo ich einen Anstandsbesuch zu machen hatte, traf ich L. [Edwin Litty, einen Freund und Kollegen Theos], der mich seinem wohlkonstituierten Vater vorstellte. Die Begegnung fand in Nähe des Kriegsministeriums statt, eines Gebäudes, das L.'s Sohn wohl allen anderen in Berlin vorzieht und mit dem er, glaube ich, telephonisch verbunden ist, wie Schloß Rohnstock [Besitz des Generalintendanten der Königlichen Bühnen Bolko Graf von Hochberg] mit dem Opernhause. Mitunter hilft er dann noch

*) Straßburg und Ulm mit ihren Münstern gehörten zum Dienstbezirk des damals als Intendanturrat nach Karlsruhe versetzten Sohnes.

durch persönliches Erscheinen nach. Was gemacht werden kann, wird gemacht. Der Alte gefiel mir und machte für einen Zahlmeister aus Ostpreußen einen bemerkenswert guten Eindruck. Aus welchen Fonds er seit 20 Jahren alles geleistet hat, bleibt mir ewig unerfindlich.

Seit gestern sind wir 14 Tage wieder hier, in einem unglaublich faulen Zustande, sodaß ich noch keine Zeile gearbeitet habe. Es wird aber wohl wieder kommen. Auf der Brotbaude [im Riesengebirge] war es ideal; ungetrübte 7 Wochen, auch durch Einladungen ungetrübte; denn um Ragout en Coquille oder eines Puddings mit Himbeersauce willen zwei Meilen fahren, ist bloß störend. Was soll der Unsinn? In den letzten Tagen waren wir noch hoch ins Gebirge hinauf, um blauen Enzian zu pflücken; daraus ließen wir dann einen großen Kranz flechten, den ich an George's Todestag [Fontanes Ältester, gest. am 24. September 1887] nach Lichterfelde hinausbrachte. Am Abend desselben Tages stand in der Kreuzzeitung Martha Roberts Verlobung mit Assessor v. Neeffe. Höchst erwünscht für uns, aber in der Wahl des Tages etwas sonderbar. Ich persönlich lege kein großes Gewicht darauf, weil ich überzeugt bin, es war ihr bloß fatal, ihrem Bräutigam zu sagen: „ach, höre Du, das ist gerade der Todestag von meinem ersten Manne“. Das ist die Erklärung, aber nicht die Rechtfertigung; dann und wann muß man auch ein bisschen Courage haben. Wenn die Toten noch lächeln könnten, würde George gelächelt haben. Seit ein paar Tagen lese ich Westphälisches aus der Münster-Paderbornschen Gegend, Prosaschriften von Annette Droste-Hülshoff. [Ges. Schriften Bd. 3. Die Judenbuche; Bei uns zu Lande auf dem Lande; Bilder aus Westphalen; Ledwina, Romanfragment; Joseph, eine Kriminalgeschichte.] Alles sehr ausgezeichnet; Generaldirektor Schöne [Richard Sch., Archäologe, seit 1880 Gen. Dir. d. Kgl. Museen], dessen Tischnachbar ich neulich auf einem Gosslerschen Diner war [G. war preuß. Kultusminister], hat mir die Bücher geschickt; er schwärmt dafür, mit Recht, geht aber doch viel zu weit. Grüße Deine liebe Frau herzlichst, den Kindern einen Kuß, d. h. für Ottochen zwei. Wie immer Dein alter

Papa.

HUGO HARTUNG

Neues Sehen — neue Schau

Voller Fragen ist die Zeit. Unruhig stehen immer noch viele „draußen vor der Tür“ — fragend, klagend, auch fordernd! — und es mögen die nicht die Schlechtesten sein, die noch nicht die Lösung fanden, die ihnen zur erlösenden Gestaltung — ihres Lebens oder eines Werks — das Recht gibt. Sie fühlen den furchtbaren Widerspruch des Tages, an dem noch immer die Luft erzittert von ungesühnter Schuld, an dem neue Blutbäche aufbrechen, ehe die alten Wunden vernarben, an dem die Wissenschaft neue Worte in die Waage wirft, die eine furchtbare Gewalt üben, da sie ebensoviel Segen wie Fluch bringen können. Heute heißt das dämonische Wort „Atomzertrümmerung“ — morgen heißt es vielleicht „Ultraschall“: die lautlose Todesmusik, der entzündende Schall der die ältesten Wahrheiten der Menschheit Lügen straft, da er Öl und Wasser zur Vereinigung zwingt. Werden aus neuen physikalischen Vereinigun-

gen und Reaktionen auch neue Versöhnungen wachsen und die Aktion der Herzen?

Da kommt ein Büchlein, ein schmales Bändchen, und gibt dieser Zeit eine Antwort. Es mag noch nicht die Antwort sein, zumal ein oberflächlicher Leser in Anbetracht der in Bewegung gesetzten Probleme und des aufaddierten Resultats das Gefühl haben könnte: eine Lawine wurde vom Berge entsandt, und ein Schneeball kam im Tale an. Betrachten wir darum die Summe im voraus. Sie heißt: Menschen, lernt wieder sehen! Macht euch frei vom Würgegriff der Mechanisierung und Spezialisierung durch ein beherztes Dilettieren! Dem „tierischen Ernst des Deutschen“, als seinem gefährlichsten Erbe, wird der glückliche und beglückende Spieltrieb des Kindes und des Naturmenschen gegenübergestellt. Gewiß kein neues Rezept! Daß der nicht zur Schau — und also auch nicht zur „Ein-Sicht“ — gelangen kann, der nicht zu sehen vermag, der also die einfachsten Sinneswahrnehmungen nicht mehr verwertet, ist uns seit langem wohlbekannt. Aber am reißenden Zeitstrom spielen wie der Knabe am Bache? Dilettieren in Ruinen?

Das Buch, das diese Fragen beantwortet und viele andere aufwirft, heißt „Moderne Kunst im sozialen Zusammenhang“, stammt von Dr. Wolfgang Grözing er und erschien in der Schriftenreihe „Die Diskussion“ des Verlages Habel in Regensburg. Das Ganze ist keine Schreibe, sondern ein Vortrag, und in einer Münchner Jugendzeitschrift hat ein Student den bewegenden Eindruck dieses Vortrages geschildert, der sich nicht an ein unverbindliches oder gar snobistisches „Publikum“ wandte, sondern an Menschen, die ohne Parolen, ganz einfach vom Berufe her, aufbauen müssen: an junge Bauhandwerker. Ihrem Vorstellungskreis und ihrer Interessensphäre sind viele Beispiele entnommen: spirituelle Beispiele aus den hohen Bereichen der Architektur und ganz materielle aus den unteren Bezirken der Erdarbeit, und es ist sehr schön zu verfolgen, wie es der Vortragende versteht, das Spirituelle vor dem Entweichen ins gefährliche romantische Immerblau zu bewahren, indem er die Bremsklötze des Materiellen daranhängt, und wie er andererseits durch eine Zauberformel dem Materiellen Schwingen gibt, es leicht macht, spielerisch leicht...

Die Zauberformel heißt „Kategorialforschung“. Damit bekennt sich der Autor zur Lehre und Schule des als Sohn schwäbischer Eltern in Chur in der Schweiz geborenen Logikers und Volksliedforschers Kurt Huber, der als deutscher Universitätsprofessor — „professor und confessor“ wird er hier rechtens genannt — für die Ideale der deutschen Hochschule, die freie Meinungsäußerung, die freie Forschung und die Geistesfreiheit, lebte und starb. Wie ein neuer Sokrates starb er vor fünf Jahren — am 13. Juli 1943 — von Henkershand, als Mitverfasser jenes Flugblattes, das die Geschwister Scholl als Aufruf zu einem neuen freien und geistigen Europa in den Lichthof der Münchener Universität warfen und das ihnen, wie ihrem großen Lehrer, den Tod brachte.

„Kurt Huber“, so heißt es in dem Vorwort, das Universitätsprofessor D. Dr. Josef Sellmair, der Freund Kurt Hubers und Victor Gollancz', Grözingers Ausführungen vorausschickt, „war gleichbedeutend als Philosoph, Musiker,

Ästhetiker, Logiker, Psychologe, Pädagoge, Mathematiker — und doch keineswegs ein bloßer Fächler, ein Spezialist oder auch nur ein großer Gelehrter: er war besonders und vor allem ein ganzer und großer Mensch.“ So mag eine Schrift, die auf die Wiederverwirklichung des Menschen zielt, sich keinen bessern Paten wünschen können als diesen noblen Humanisten. Was uns hier vor allem angeht, ist die Art, wie sie seine Lehre aufgreift, in einem besonderen Falle weiterführt und das Vermächtnis des unter der Knechtschaft Gestorbenen fruchtbar macht für die, die innerlich noch um die Freiheit ringen.

Das Wesen der Huberschen Kategorialforschung erläutern wollen, hieße das Büchlein abschreiben. Genug, daß es dort in einer an einprägsamen Bildern reichen und durchlichteten Darstellung geschieht, die, ihrem Anliegen gemäß, den Humor und gelegentlich eine spielerisch zierende Floskel nicht verschmäht. Hier gelingt einmal das schwere Werk, etwas geistig Bedeutsames so einfach zu sagen, daß es weithin wirksam zu werden vermag. Darum — um seiner praktischen Realisierbarkeit willen — wünscht man dem Münchner Volkshochschulvortrag eine Rotationsauflage und eine Verbreitung an den Volkshochschulen aller deutschen Zonen.

Kategoriale sind, kurz gesagt, lebendige Arbeitsphasen, die in der einfachsten Erdarbeit ebenso in Erscheinung treten wie in der differenziertesten geistigen Tätigkeit — wohingegen die „bloß funktionierende Maschine“ nicht der Welt der Kategoriale, sondern der toten Kategorien angehört. Je mehr unsere Arbeit sich den Kategorien annähert, also bloßes Robotertum wird, um so mehr verkümmern die Kategoriale. Eine Zivilisationskrankheit, die „Phasenverkümmern“ entsteht, gegen die Grözingers als Heilmittel — gleichsam als eine Art Vitamineinspritzung — die Zuführung von Kategorialen empfiehlt. Eine Utopie? Nein, sagt der Verfasser, durch Erziehung ist dies erreichbar. Er, der seiner Schrift das Novaliswort voranstellt: „Was ich begreife, muß ich machen können, was ich begreifen will, machen lernen“ zeigt, wie eine neue Beseelung der Arbeit und ein lebendiges Verhältnis zu ihr wieder möglich wird. Ein neuer „Emile“ kehrt zur Natur, hier zur Natur der Arbeit zurück, die aus ihren Wurzelkräften und ihrem Wesen heraus neu entwickelt, zu neuem Sinn gelangt und Inhalt eines lebenswerten Lebens zu werden vermag. Dies gilt auch für die Arbeit an der Maschine.

Nun weist in seinem Vortrag der Huberschüler Grözinger seinen jungen Bauhandwerkern einen Weg, der für sie naheliegt, um von den tödlichen Verstrickungen des Rein-Mechanischen freizuwerden. Es mag im gleichen Geiste andere Wege zum selben Ziele geben. Hier ist es der Weg des Zeichnens, nicht des fachlichen, sondern des lustvoll dilettierenden Zeichnens. Ein anderer Mann aus dem Lande, das keinem Führerwahn erlag, wird auch hier zum Führer ins Land der Freiheit: Paul Klee, „der die Kräfte sah, die hinter der äußeren Erscheinung der Dinge wirksam sind“, und der darum zum „Pestalozzi der neuen Kunst“ wurde. Auf wenigen Seiten gibt nun Grözinger eine ebenso frappant neuartige wie überzeugende Übersicht über die soziologische und geistig-künstlerische Entwicklung der Menschheit im Spiegelbild ihrer Ornamentik: von den reihenden Ornamenten der Steinzeit bis zur atomistischen Auflösung der Bildkräfte bei Picasso und Kandinsky und

darüber hinaus, in Überwindung der Formzertrümmerung, bis zum neuen Wachstum und der neuen Synthese in der Kunst Paul Klees, des kindlichen Musikanten und zeichnender Poeten des technisch-zivilisatorischen Zeitalters. In seinem Werk scheint die Gefahr der Atomisierung bereits überwunden, die in der nachhinkenden politischen Entwicklung noch als brutale Zerstörungsgewalt droht. Wohltuend, daß kein trunkener Nietzsche-Epigone und kein erlösungssüchtiger Romantiker im Banne der Wagnerschen Musikdramatik als Wegweiser zu einer neuen Weltsicherheit des Menschen und der ihrer vor allem bedürftigen Deutschen genannt wird, sondern eben dieser feine reife, heute noch unverstandene Meister aus der Schweiz. Paul Klee als Erzieher ...

Es scheint an der Zeit, einige Worte über den Verfasser der wahrhaft zur Diskussion anregenden Schritt zu sagen, da man nach ihrer Lektüre den Eindruck gewinnt daß dieser Münchner Volkshochschuldozent zu den vielen Fragen, die das Büchlein offenläßt, noch ebensoviel Bedeutsames zu sagen habe, daß er aus angeschlagenen Tönen eine Musik müsse komponieren können, die mit der eines Kurt Huber, des großen Musikanten des Herzens, harmonisch zusammenklingen müsse.

Dr. Wolfgang Grözinger hat mit einer heute seltenen Konsequenz und in einer beneidenswerten geistigen Unabhängigkeit alle ihm erreichbaren Wissensgebiete Erfahrungs- und Erlebnisbereiche — es sind fast die gleichen wie bei seinem späteren Lehrer — in 25 Studienjahren durchstudiert und durchlebt: von der antiken Dramaturgie bis zur jüngsten abendländischen Philosophie, von Bachs Musik bis zur Quantentheorie, von den Zeichnungen des Höhlenmenschen bis zu denen Rembrandts — und Paul Klees. Er hat als überzeugter Hegelianer begonnen — von väterlicher schwäbischer Seite her ist er mit dem Philosophen blutsverwandt — und gehört heute zu den Münchner Vorstandsmitgliedern der Kantgesellschaft.

Nach dem vorjährigen Garmischer Philosophenkongreß meinte die Presse, diesen universalen Geist auf Grund seiner Diskussionsreden, die vor allem auf eine kategoriallogische Analyse der Mathematik hinausliefen, in das enge Fach der „Logistiker“ einreihen zu müssen. Doch entzog sich Grözinger der Zuordnung und Festlegung und schrieb einen Bericht über den Kongreß in Form eines Gesprächs zwischen einem Garmischer Volksschüler und seinem Lehrer. Denn als sein eigentliches Feld betrachtet dieser vielseitige Autor — der auch Gedichte veröffentlichte und eigenwillige Dramen schrieb und der Irrwege mit schwäbischer Hartnäckigkeit so lange verfolgte, bis er im erkannten Grund des Irregehens den Grund zur Umkehr fand — die reiche pädagogische Provinz. Es geht ihm als erstes und letztes um die Erneuerung der Volksbildung und der Menschenerziehung in der Grundschule wie in der Volkshochschule, wobei er, wie seine Diskussionsschrift beweist, das Auge als das wesentlichste Organ zur Wiedergewinnung der verlorenen Welt betrachtet. In seinem Streben nach einer vermehrten sinnlichen „Anschauung“ der Welt weiß er sich einig mit gleichlaufenden Bestrebungen in Frankreich, dem klassischen „Land des Auges“, dessen klare Geistesschau und harmonische Haltung seiner Sehkultur zu entspringen scheint.

Klar und bildträchtig sind Stil und Methode Grözingers — in beiden finden wir nichts gefährlich Schillerndes. Er stößt in die noch unerforschten Tiefen vor — was er über die dynamische und statische Ausdeutung der Ornamente zu sagen weiß, erscheint oft wie der Schlüssel zum Reich der Mütter —, aber er kommt heil aus der Tiefe zurück, um hier in unserer Welt zu heilen und zu helfen. Selbst ein „homo ludens“, hat er die glückliche Gabe, die Dinge nicht nur einfach, unverkrampft und allgemeinverständlich zu sagen, sondern sie in dialogischer Aufgliederung zu kleinen amüsanten Lehrspielen zu machen. Hierin zeigt sich wohl das rheinische Erbe des spekulativen Schwaben, der, 1902 in Grevenbroich geboren, mütterlicherseits einer erfindungsreichen Familie des Rheinlands entstammt und von ihr etwas westlich Durchlichtetes, oft geradezu Anmutiges in der Diktion als Mitgift bekam.

Zwölf Jahre lang saß dieser undogmatische Hieronymus im Gehäus — heute dürfen wir von ihm ein immer aktiveres Wirken in der Öffentlichkeit erwarten, da es gilt, die tödliche Starre des schematisierten Lebens, deren eine Krankheitserscheinung die Bürokratie ist — andere wurden schon genannt —, durch die Heiterkeit des Herzens zu überwinden.

Diskussion mit Heinz-Winfried Sabais

I.

Gedanken zu seinem Aufsatz „Humanität der Form in der Kunst“ (Aprilheft 1948 der „Deutschen Rundschau“).

Es fügte sich, daß ich nach dem Lesen der Ausführungen von Sabais über „Humanität der Form in der Kunst“ die Ausstellung Rhodescher Aquarelle in der Tübinger Universitätsbibliothek zu sehen bekam. Diese sind spannungsreich in ihrer Formlosigkeit, die oft ins Abstrakte reicht. Ein strenges Glühen der in farbigen Flächen gemalten Südseemotive erinnert an Gauguin.

Rhodes Bilder nahm ich als Beispiele zur Erörterung des obigen Themas, weil sie mir auf den Weg gestellt waren. — Fehlt ihrer oft gegenstandfernen „Form“ die Humanität, das Element, auf dem man den Grundsatz aufbaut, daß „der Mensch das Maß aller Dinge“ sei?

Allgemein gesagt: vor expressionistischen Bildern kann man einen zweifachen (nicht: zwiespältigen) Eindruck haben. Die einen lassen kalt, unbefriedigt, sie lösen Nervenreize, nur „ästhetische“ Befriedigung aus. Die größere Gruppe springt den Betrachter an als in Inbrunst empfangene, vehement und unbedenklich hingeschriebene Erlebnisinhalte. Vor diesen Bildern müssen wir innehalten. Sie greifen uns an, sind echt empfunden, nicht aus Spekulation gemalt. Der Künstler war, so spüren wir, frappiert, geschlagen von einem geschauten oder als Idee konzipierten Erlebnis, welches er dann spontan, jedenfalls fiebernd im Gefühl, durch Zögern die Unmittelbarkeit zu

beeinträchtigen, auf die Malfläche verströmte. Die Farbe, die Kontur, sind ungebrochen, ekstatisch, ganz und gar nicht durch Disziplin der Form geläutert.

Oft sind solche Bilder von hohem Reiz des Sinnfälligen, erregend im Geistigen.

Durchaus aber erfüllen sie nicht die dreifache Forderung an den Werdegang eines Werkes, das wahrhaft human, ja gotterfüllt ist: am Anfang steht die empfangende Erregung, welcher der Bauwille, die aufs äußerste angespannte, mit mathematischer Genauigkeit planende Disziplinierung folgt. Nach dieser Arbeit tritt der Schaffende in die dritte Phase, die eigentlich das Empfangene und Durchdachte ans Licht treten läßt. In ihr vollzieht sich die Geburt des Werks. Das berüchtigte „Drauflos“ ist abgelöst, die Gefahr der ermüdeten, ausgeschöpften Nurform muß überwunden werden. Der schmale Grat, der zum Gipfel, der Synthese von Expression und Form führt, muß begangen werden. Nur das Bestehen dieser Gefahr ist es auch, was eine „Neue Form“ verbürgt, ohne daß zu Bluff oder snobistischen Rezepten gegriffen werden muß. Vielleicht muß an dieser Stelle die Glocke geläutet werden, deren Legende lautet: Ehrfurcht!

Soweit waren meine Überlegungen gediehen, als ich mich ernsthaft zu fragen hatte, ob ich den Ausführungen Sabais' zustimmen könne.

Ich habe mich über die Entschiedenheit gefreut, mit der ernst und ehrlich die um sich greifende Auflösung der künstlerischen Form, die sowohl Décadence wie Barbarei zur Ursache hat, abgelehnt wird. Und daß dies an Hand von vielen Beispielen und aus umfassender Kenntnis geschieht, verdient Dank. Jedoch das Prinzip, auf das Sabais seine These von der humanitätserfüllten Form zurückführt, der Mensch sei das Maß aller Dinge, muß bestritten werden:

Der Mensch ist in seinem Maß, seinem Wesensgesetz, Medium, Durchgang, oder sollen wir richtiger sagen: Werkzeug? Er wird wohl **Beauftragter** sein. — Wessen? Für wen? — Da er durchaus ein das Maß Empfangender ist, so hat er es wohl weiterzugeben, auszudrücken, aber nicht als autonomer Gesetzgeber. Maßt er sich dies an, so bedeutet es den Abfall. Ohne Bezogenheit auf die Übernatur bleibt die Natur sinnlos. Der urmäßig in sich verfangene Mensch bleibt dem Tod verhaftet, unfruchtbar. Er ist unerlöst. Hält er sich dem Einstürmen des göttlichen Geistes offen und erkennt sich in Ehrfurcht als gebunden an das Gesetz, wonach er ein **Ebenbild Gottes** ist, so nimmt er von da das Maß aller Dinge, wird bereit und immer bereiter für die Gnade der Inspiration; unwägbare Kraft zur Gestaltung kann ihm, dem Gehorsamen, zuteil werden.

Die Entscheidung hat zu fallen: entweder krampfhaftes, verzweifelteres Starren auf das absolut gesetzte Menschsein, das heißt letztlich auf das heute so verzernte kleine Ich oder die Hingabe an die göttliche Führung, die uns nicht passiv haben will, sondern als erstes von uns den „souveränen Gehorsam“ verlangt.

Muß noch besonders gesagt sein, daß die Verpflichtung zur letzten Anspannung des Könnens gefordert wird, um das Ziel der Kunst, die höchste vollendete, die absolute Form zu erreichen? — Zurück zum Ausgang unserer

Überlegung: wir stellen fest, daß Sabais recht hat mit seiner Behauptung, daß oft ein Nichtkönnen zur expressionistischen Rezeptik verführt hat. Die Geschichte vom Esel ist bekannt, dem seinerzeit in Paris die Gegner der Fauves den Schwanz in die Farbtöpfe getaucht haben, um dann den lebhaft Gereizten mit der beweglichen Hinterseite zur Leinwand zu stellen. Die auf diese Weise ausdrucksvoll bemalte Tafel wurde auf die Ausstellung geschickt, wo der Erfolg in jeder Hinsicht groß war. —

Noch ein Wort zur Darstellung des Häßlichen. Seine Verherrlichung ist eine Art Sadismus. Manchmal ist sie propagandistisch gemeint. Etwa für ein politisches Programm. Die Gestaltung des Abstoßenden ist berechtigt, wenn ihr ein Erleiden, ein Mitleiden vorausgeht, wie bei dem mit Recht erwähnten Werk der Käthe Kollwitz, das ergreifende Klage und Anklage ist, dazu vollendet in der künstlerischen Form.

Ein Letztes! Man hört oft das trotziges Wort: wir leben im Chaos, also sind wir verpflichtet zur Wiedergabe des Chaos. Als ob etwa der gotische Dom ein Werk aus gegebener Realität wäre und nicht vielmehr die Gestalt gewordene, ewig gültige Sehnsucht des Menschen nach Gott!

Hanna Binder-Kommer

II.

Je mehr ich die kategorisch formulierten Sätze des Herrn Sabais in seinem Aufsatz: „Humanität der Form in der Kunst“ überdenke, um so stärker melden sich bei mir keineswegs nur oberflächliche, sondern sehr grundsätzliche Bedenken an. Doch auch in der kritischsten Stellungnahme hat die Priorität des Jasagens gegenüber der Verneinung bestehen zu bleiben und dem Verfasser der Dank ausgesprochen zu werden, daß er sein Thema aus der Enge einer nur ästhetischen Betrachtungsweise in die Weite eines allmenschlichen Verstehens gehoben hat. So will ich auch seiner sehr kühnen These: „Das Maß aller Dinge ist der Mensch. Das Maß aller Dinge ist menschlich“, vorerst meine Zustimmung nicht versagen, vielmehr soll sie die Grundlage der Auseinandersetzung bilden. Aber mit dem Ausspruch „Mensch“ drängt sich sofort die Frage auf: Was ist der Mensch? Ich denke nicht fehlzugehen, wenn ich die Antwort des Herrn Sabais in dem vielbenutzten und damit auch ein wenig abgenützten Goethe-Zitat einbeschlossen glaube: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ So ist es nicht das „ens reale“, was bei Herrn Sabais die Humanität begründet, sondern ein Postulat, eine Forderung, ein Wunsch und eine Sehnsucht, d. h. ein Ideal.

Dieses heile, ungebrochene oder zumindest mit allen Heilmitteln ausgestattete Bild menschlicher Idealität bildet hier das Maß aller Dinge und so auch der Kunst. Wenn auch in der künstlerischen Gestaltung das Böse, Kranke und Häßliche erscheinen darf, nie und nimmer ist es dem Künstler verstatet, durch diese Motive das Ideal fragwürdig zu machen, vielmehr muß er derart zu Werke gehen, daß, so wie bei Hals und Goya, die Kraft seines Genius die Zerbrochenheit seines Vorwurfs durchstrahlt und trägt oder wie etwa bei der Kollwitz die Bilder zu Anklägern werden, die den Betrachter leidenschaftlich dazu auffordern, die aufgezeigten Verhältnisse zu ändern (wobei es ohne Frage ist, daß der Mensch hierzu durchaus befähigt ist).

Herr Sabais beruft sich oft und nachdrücklich auf die Wahrheit und vermeint in der extremen modernen Kunst den Abfall von der Wahrheit, ihre Entstellung und Verzerrung konstatieren zu können. Ist aber Wahrheit tatsächlich nur das, „was sein soll oder sein möchte“, ist sie nicht wesentlich und zutiefst die Übereinstimmung mit dem Wirklichen? An keiner Stelle seines Aufsatzes macht aber der Verfasser nur den leisesten Versuch, sich zu fragen, welche Wirklichkeit etwa der Kunst eines Beckmann, Macke und Picasso unterliegt. Für ihn ist diese Wirklichkeit als unmenschlich von vornherein aus seinen Betrachtungen ausgeklammert.

Es wäre ein zu großes Unterfangen, in Gänze die Wirklichkeit zu beschreiben, aus der eine Kunst schöpft, die dem Idealbild „Mensch“ abgeschworen hat. Nur in Umrissen soll hier skizziert werden, was in ihren wesentlichen und vom tiefsten Ernste bestimmten Künstlern aufgezeigt wird.

Anstatt des Postulats tritt dort die Analyse, anstatt des Projektes der Befund in Erscheinung. Gefesselt sind die Schwingen der Phantasie, die es vergönnten, mit einem Flügelschlag Äonen hinter sich zu lassen. Der Mensch wird auf seiner Selbstflucht gestellt. Verbundenen Auges kann er nicht mehr auf seine Vorstellung blicken, sondern wird zur Einsicht gezwungen, zum Einblick in das Labyrinth der Brust, in die Schluchten einer Abgründigkeit, wo nicht der Kosmos, sondern das Chaos waltet, nicht das Heil, sondern das Unheil brütet, nicht Gesundheit und Genesung, sondern Krankheit und Agonie erkannt werden. Somit hat die moderne Kunst im Grunde nur das eine Anliegen, den Menschen seiner Sünde, seiner Ursünde zu überführen, aus der es, von ihm aus gesehen, keine Rettung gibt. Sünde ist mit Sonderung wesensgleich. Deshalb ist das Mittel des Künstlerischen in dieser Sicht vorzüglich die Absonderung, die Abstraktion. Das Bild hat das Gesondertsein von Welt und Ich, ja des Ich an sich selbst unerbittlich aufzuweisen. Die Spaltung geht ja so unermesslich tief, daß sie auch in der Spaltung des Kerns zutage tritt. Nicht mit Unrecht hat der Schweizer Psychologe C. G. Jung die Analogien zwischen Picasso, James Joyce und der Schizophrenie aufgezeigt.

Was jenseits unserer verstandenen Umwelt, jenseits unserer Städte und Bühnen, aber nicht jenseits des Menschlichen, in den Zellen der Irrenhäuser sich austobt, erscheint hier gebannt und festgestellt auf einer bemalten Leinwand und spricht es den Betrachtenden nackt und schonungslos zu: Das bist du.

Ich bin der Letzte, der die ideale Wahrheit Goethes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, in Abrede stellen möchte, aber nicht minder, ja in einem gewissen Sinne noch verstärkter, gilt es vorerst zu bekennen: Ich bin der Sünder. Und dieses Sündigsein, das Kierkegaard die Krankheit zum Tode nennt, ist keineswegs durch das Ideal aufzuheben. Wird ein solches versucht, werden Ideale zu Surrogaten, die den gefährlichsten aller Wahn und Rausche erzeugen, den Wahn, heil zu sein oder mittels selbsteigener Anstrengung heil werden zu können, dann entsteht jene Hybris der Selbsterlösung, die letztlich immer darin ihr Ende findet und finden muß, daß wir mit Gewalt unserer Sünde überwiesen werden, daß mitten in einer in humanitären Idealen schwelgenden Welt der Massenwahnsinn ausbricht, der die Masken des Edelmuts und hilfreicher Güte über Nacht zertrümmert.

Herr Sabais hat versucht, Beziehungen zwischen der abstrakten Kunst, der Kunst, die die Sünde offenbar macht, und dem Nationalsozialismus herzustellen. Es soll durchaus nicht verleugnet werden, daß jene Sünde des Menschen, wie sie am schonungslosesten von den Werken eines Picasso bekannt wird, und die Sünde von Auschwitz und Buchenwald eines Wesens sind.

Aber dieses „Einer-Sünde-Sein“ setzt zugleich die tiefe, alle kausale Bezogenheit ausschließende Unterschiedlichkeit im jeweiligen Verhältnis eben zu dieser einen Sünde. Der Künstler wie Picasso ist ihr Bekenner, der Massendemagoge wie Hitler ist ihr Täter. Der eine sieht sich als Sünder im Lichte der Wahrheit, der andere sündigt im Trugschein der Lüge. Und welche Narkotika sind es denn, die einem Hitler das Sich-selbst-Belügen ermöglichen? Nichts anderes denn Nachahmungen jener Kunst, die vom idealen Menschen ausgeht. Wohl sind es Verkitschungen oder bombastische Übertreibungen der klassischen Ideale, weil ja bei einem solchen Unmaß der verübten Verbrechen die Dosen notwendig stärker sein müssen als jene, die von einer „holden Kunst, die uns in eine bessere Welt entrückt“, gegeben werden können, aber der Verschnitt wurde dennoch den edlen Weinen abgenommen und das Opiat aus nichts anderem denn aus dieser reinen Blüte destilliert.

Ich möchte, um einem Mißverständnis vorzubeugen, nochmals ausdrücklich betonen, daß es mir keinesfalls darum geht, die ideale Humanität samt und sonders als gefährliche Täuschung zu verwerfen. Sie hat ihre Echtheit als Bild der Erinnerung wie der Sehnsucht und deutet auf das einstmals Heile zurück wie auch auf ein künftiges Heil hin. Doch weist eben ihre Idealität den Gehalt ihrer Gebilde als reine Transzendenzien aus, in Zeit und Raum auf immer dem Zugriff entzogen, und diese Kluft hat nicht nur erkannt, sondern wahrhaft erfahren und erlitten zu werden. Hört das Leid auf oder soll es zum Aufhören gebracht werden, beginnt ein vermessener Wahn, Idealität und Realität gleichmachen zu wollen, ist es ebensosehr mit der Unschuld wie auch mit dem Wahr-Sein dieser Welt zu Ende, kommen die Scharlatane und Spiegelfechter, wird der schöne Schein wie aber auch die Moralität zur Tarnkappe, hinter der der Aussätzige sein zerfressenes Antlitz verbirgt.

Der Kunst als Illusion und Verdeckung des konkreten Menschlichen, des Menschen in der Sünde, gilt der Vorstoß der modernen Kunst. Und durch nichts hat sie so sehr die Echtheit ihres Auftrags bezeugt als durch den Widerspruch, den sie hervorrief und -ruft, durch das Ärgernis, das sie allen Maskenträgern gab und gibt.

Hätten die Menschen ihre Botschaft angenommen und sich zur Sünde bekannt, wären sie zwar der inneren Verzweiflung sich bewußt geworden, wäre uns jedoch aller Voraussicht nach die äußere Vernichtung unserer kulturellen Güter erspart geblieben. Denn was war der Nationalsozialismus denn anderes als der äußere Vollzug dessen, was wir uns im Innern ersparen wollten: das Gericht, die Offenbarung der Menschenschuld? Wer sich im Innern richtete, hat kein äußeres Gericht mehr nötig.

Er weiß auch ohne Ruinen um den zerstörten Weltzusammenhang auch ohne Leichenfelder um das bittere Geheimnis des Todes. Seine Gedanken müssen

nicht erst in Atombomben, Gas- und Bakterienwaffen ans Licht kommen, um ihres Charakters gewiß zu werden.

Aber was bleibt dem Menschen nach dem Selbstgericht? Nur die Verzweiflung in der Sünde, wie es der Existentialismus aussagt? Ich kann hier nicht mehr mit eigenen Worten antworten, sondern muß die Sprache des anderen Ufers, das jenseits der Verzweiflung liegt, zu Hilfe rufen: „Es bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese Drei.“

Wo das Menschenmaß sich als zerbrochenes Maß, dem eine zerbrochene Welt mit zerbrochenen Dingen zugeordnet ist, erkennt und bekennt, ist dem anderen, dem göttlichen Maße wieder der Raum freigestellt. Der edle, gute und hilfreiche Mensch ist nicht mehr ein Mensch nach Menschenmaßen, sondern einer nach göttlichem Maßstab, er ist der Gottmensch, jene Frucht, die nur aus unserem ersterbenden Korne aufbricht.

So komme ich endlich zum paradoxen Ende: nur das Vorhandensein einer Kunst wahrhaft existenziellen Charakters, die aus der Absonderung, dem Urabfall des Menschen, ihre Bilder und Gleichnisse prägt, gibt die Möglichkeit, der klassischen Kunst, der Kunst des Heilen und Ungebrochenen noch teilhaft zu sein. Sie nur unterstreicht unerbittlich die Grenze von Diesseits und Jenseits, von Versehrung und Erlösung, von Finsternis und Licht. Durch sie wird wohl die Menschheitswunde aufgerissen, aber mit diesem Aufriß auch zugleich ein Tor geöffnet, durch das der auf uns zukommende Erlöser zu ziehen vermag. Sie ruft zwar den Schmerz und den Widerstreit auf, läßt aber damit zugleich den echten Trost und Frieden einströmen, dessen Echtheit gerade darin besteht, daß er nicht von dieser Welt ist. Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsgeschehen stehen ja zueinander in unaufhebbarer Bezogenheit. Die Abschwächung des einen Poles zieht die des anderen unweigerlich nach sich.

Die abstrakte Kunst ist irgendwie ein Ende, weil der sie wirkende Mensch ebenfalls ein Mensch zum Ende hin ist, aber sie geht zu einem Ende, an dem Gott beginnt.

Fritz Minckwitz

EUROPA — EINE GEISTIGE REALITÄT

Für alle jene, die im 18. Jahrhundert über philosophische, wissenschaftliche, künstlerische und politische Fragen redeten oder schrieben, stellten die Begriffe „Europäer“ und „Europa“ geistige Kategorien dar, die sich in die allgemeinen Kategorien ihrer Gedankenwelt ohne weiteres einfügten. Europa war zwar keine politische, aber es war eine geistige Realität. Diese vom gesunden Menschenverstand geschaffene Auffassung von Europa als einem Ganzen steht durchaus nicht im Widerspruch mit der Tatsache, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Lebensbedingungen innerhalb Europas die größten Verschiedenheiten aufwiesen. Von seiner eigenen geistigen Ebene aus betrachtet, ist Europa ebenso eine Wirklichkeit, wie es Preußen im Lichte der Kategorien ist, denen es zugehört...

Aus: Crane Brinton, „Europa im Zeitalter der französischen Revolution“.

R u n d s i c h a u

Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands. Auf der Generalsynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Eisenach wurde die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche gegründet. Auf der ersten gesamtdeutschen Kirchenversammlung seit 1945 schlossen sich die lutherischen, reformierten und uniierten Kirchen in Deutschland als eine Einheit in der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) zusammen und nahmen eine gemeinsame Gesamtkirchenverfassung als Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland an. In der anschließenden Tagung des Reichsbruderrats der Bekennenden Kirche wurde diese Grundordnung unterzeichnet, und der Reichsbruderrat erklärte seinen mit der Verkündung des Kirchennotrechts beschrittenen Weg für beendet und seine kirchlichen Funktionen für erloschen. Der nun endlich erfolgte Zusammenschluß ist in jeder Weise zu begrüßen, gerade im Hinblick auf die bevorstehende Weltkirchenkonferenz in Amsterdam. Auf der Kirchenversammlung in Eisenach sprach der französische Feldbischof Marcel Sturm als Vertreter der evangelischen Kirchen Frankreichs unvergeßliche Worte. Er begrüßte den Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands und sagte: „Wenn Sie so — von Gott her — zueinander gehören, so gehören auch wir zu Ihnen. Wir gehören zueinander als Glieder an einen Leib Jesu Christi. Am Tage, wo wenige Wochen vor der Kirchenkonferenz in Amsterdam uns allen, der Christenheit überhaupt, eine einzige Evangelische Kirche in Deutschland geschenkt wird, da wollen wir unsere Blicke und Herzen erweitern und der weltweiten Christenheit gedenken und Gott bitten, daß er uns allen die Wirklichkeit unserer lebendigen Gemeinschaft in Jesus Christus, über menschliche Grenzen und Schranken hinweg, neu erkennen lasse und uns im Sinne Jesu Christi willig und fähig mache zum freudigen Dienen an dieser Welt. Wir wollen glauben daran und hoffen darauf und beten darum. Denn so könnten die Ereignisse der Kirchengeschichte im Sommer 1948 die Ereignisse der Weltgeschichte überschatten und selbst mit zur Weltgeschichte werden.“

Drei bedeutsame Kundgebungen, die das Verantwortungsbewußtsein der EKD für den Frieden auf Erden, den Willen, die soziale Not zu bessern, und den brennenden Wunsch, die Menschen auf den rechten Weg zu führen, bekunden, wurden erlassen: „Wort der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Frieden“; „Wort der Evangelischen Kirche in Deutschland zur deutschen Not“ und ein Ruf an die Menschen unter das Kreuz Christi, mit der eindringlichen Mahnung zur Nächstenliebe und zur Versöhnung und mit der Forderung nach Wiederherstellung der Menschenwürde und der Freiheit.

Frankfurt und kein Ende. Die Enttäuschung über das Verhalten der Ministerpräsidenten der deutschen Länder und der in Frankfurt domizilierenden anderen deutschen Gremien ist allgemein. Gewiß, alle die dort versammelten Männer befanden und befinden sich in einer ungewöhnlich schwierigen Lage, zu deren Meisterung es ungewöhnlicher Begabung bedurft hätte,

eines glücklichen Zusammentreffens von innerer Jugend und politischer Erfahrung. Solche Begabungen sind aber leider sehr selten, besonders in Deutschland nach dem furchtbaren Aderlaß durch den Tod unserer Besten. Wir nehmen gern einige wenige unter den leitenden deutschen Persönlichkeiten aus, von deren lauterem Willen und deren Fähigkeiten wir überzeugt sind. Die anderen aber sind fehl am Platze. Heute ist, in leitenden Posten Parteizugehörigkeit um so weniger ein Berechtigungsnachlaß, in seiner Entscheidungsstunde das deutsche Volk zu vertreten, als keine Partei — die SPD vielleicht ausgenommen — heute mit Recht behaupten kann, ihre Wähler noch hinter sich zu haben. Das können wohl am wenigsten die Totengräber der CDU und CSU behaupten, wie z. B. Herr Wohleb u. a. Nebenbei bemerkt ist es für das deutsche Volk wichtiger, daß ein lebensfähiger Staat Württemberg-Baden entsteht, als daß Herr Wohleb Staatspräsident bleibt. Die Mehrzahl der Minister gehört einer Generation an, die ihre Aufgabe nicht erfüllt hat. Durchweg fehlen die jungen Kräfte mit den Gedanken von morgen. Vertreter der alten Generation sollten sich heute nur zum Wort und zum Amte melden, wenn sie ehrlich ihr früheres Versagen eingestehen und ihre Fehler wie ihre gefährlichen Illusionen bekennen, um ihre traurigen Erfahrungen der neuen Generation als abschreckendes Beispiel nutzbar zu machen anstatt an ihren Fehlern und ihren Methoden von gestern festzuhalten und dadurch die Schultern derer vorzubelasten, die morgen die Bürde der Verantwortung zu tragen haben. In unserer letzten Nummer haben wir auf einen Artikel der „Weltwoche“ in Zürich hingewiesen, in der das Verhalten der Japaner zu dem Verhalten der Deutschen in Gegensatz gesetzt wurde. Dort ein „Siegen durch Nachgeben“, hier ein „Verlieren durch Widerstand“. Durch einen sinnlosen Widerstand, der niemals Erfolg haben kann in unserer Situation, aber die Frage nach der Ehrlichkeit des deutschen Partners aufgeworfen hat. Das sieht nach „Finessieren“ aus. — Auch die Handhabung der Währungsreform in deutscher Hand weckt schwerste Bedenken. Ein stures Festhalten an einer überholten Theorie, wie es Dr. Erhard anscheinend beliebt, gefährdet den Erfolg der Reform. Seine Hauptaufgabe wäre es gewesen, die Frage der langfristigen Kredite vorweg zu lösen, ohne die die deutsche Wirtschaft nicht in Gang kommen kann. Wir beneiden diese Männer nicht um ihr Selbstvertrauen und wundern uns nur, wie wenig wohl von der herben Kritik der gesamten Öffentlichkeit zu ihren Ohren kommt, während wir gern darauf verzichten würden, durch die Tagespresse und den Rundfunk ständig davon unterrichtet zu werden, daß wiederum einmal einer von ihnen bedeutend das Wort genommen hat, um uns zu verkünden, „daß es naß ist, wenn es regnet“. Hier wirkt sich anscheinend ein alter deutscher Fehler aus, nach dem jeder, der ein Amt oder auch nur eine Armbinde oder ein Schalterfenster hat, sich der großen Menge gegenüber als kleiner Herrgott fühlt. Wir werden kaum den Ausweg wählen dürfen, durch die Länderparlamente die Abgeordneten für die Nationalversammlung zu bestimmen. Wir kommen um allgemeine Wahlen nicht herum, um wirklich den Willen des Volkes sichtbar zu machen und die jungen Kräfte gegen die Parteien in diese Versammlung zu entsenden, die nicht gewillt sind, ihr eigenes verantwortungsvolles Denken der Parteidisziplin zu opfern. Es ist kennzeichnend, daß es in Frankfurt des Einsatzes der energischen Persönlichkeit des gewählten Oberbürgermeisters von

Berlin, Prof. Reuter, bedurfte, um die Ministerpräsidenten zu bewegen, die ihnen durch die Errichtung eines Weststaates gebotene Möglichkeit auszunutzen. Wiederum machte man die Erfahrung, daß die Männer, die infolge der ungewöhnlichen Verhältnisse im Training geblieben sind, sich mehr den Sinn für das Wesentliche bewahrt haben, als er gemeinhin im Westen zu finden ist. Wir können an allen verantwortungsvollen Stellen nur Männer gebrauchen, die in den Kategorien von morgen denken und innerlich unabhängig und sachkundig sind. Jeder sollte sich der strengsten Selbstprüfung unterwerfen, ob er diese Voraussetzungen mitbringt. Wer das nicht tut, kann höchstens auf den Milderungsgrund Anspruch erheben, daß man von niemand mit Recht mehr verlangen darf, als es nun einmal in seinen bescheidenen Fähigkeiten liegt. Und da gilt der Goethe-Spruch: „Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.“

„Freitische für Kulturschaffende“. Die katastrophale Lage der freien Künstler, Schriftsteller und Dichter, für die man bisher eine wirksame Abhilfe nicht gefunden hat, hat bewirkt, daß in München Freitische für Kulturschaffende gesucht werden, wie sie bei Studenten üblich sind. Der Ernst der Situation und die Unmöglichkeit, wirksame Hilfe zu finden, hatten ja bekanntlich zum völligen gesundheitlichen Zusammenbrechen verschiedener Schauspieler und zum Rücktritt von Rudolf Schneider-Schelde von der Leitung des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in Bayern als einem verständlichen Protestschritt geführt. Es ist unstreitig eine Schmach, daß ganze Schichten, unter denen neben weniger interessanten Menschen auch die geistige Elite Deutschlands sich befindet, nun sozusagen Betteln gehen müssen. Aber es erregt Bedenken, daß der Ruf nach Staatshilfe erhoben worden ist. Es sollte doch nicht vergessen sein, wohin Staatshilfe führt, da deren Folgen uns aus der Hitlerzeit doch noch deutlich im Gedächtnis sind und wir zu gleicher Zeit erleben, wie die propagandistische Förderung der sogenannten geistigen Menschen durch die SMA in Karlshorst sich auswirkt. Die Annahme von Staatshilfe bedeutet unter allen Umständen einen mehr oder minder großen Verzicht auf geistige Selbständigkeit. Ein Ausweg ist nicht ohne weiteres zu finden, und es ist selbstverständlich, daß die zur Betreuung der Dichter und Schriftsteller berufenen Instanzen, wie der deutsche Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenverlag, trotz der eigenen schwierigen Lage, in der die meisten sich nach der Währungsreform befinden, alles versuchen müssen, um hier Abhilfe zu schaffen. Wir wissen, daß das weitgehend der Fall ist, wir wissen leider aber auch, daß diese Bemühungen von so manchen der Schriftsteller nicht anerkannt werden, die in zu egozentrischer Einstellung für sich eine Sonderbehandlung erwarten, ohne dabei zu berücksichtigen, daß durch jede Sonderzuteilung andere Notleidende geschädigt werden und daß bei der allgemeinen Not auch der geistig Bedeutende keinen Anspruch auf Sonderbehandlung hat. Sie übersehen auch, daß durch die Erfüllung ihrer Forderungen das Leben der Henne bedroht ist, die ihnen zwar nicht goldene und silberne, aber zumindest doch Eier in DM legen soll. Es besteht eine Inflation in der Schriftstellerei. Die Berufsverbände müssen im Interesse der Unentbehrlichen eine strenge Sichtung vornehmen, damit nicht diese wesentlichen Geiststräger unter der Masse derer leiden, die besser in einem anderen

Beruf Arbeit fänden. Nahezu 70 Prozent aller Einsendungen der sich auch zum Schreiben „berufen“ Fühlenden bedeuten eine Zumutung an jede Redaktion wegen ihrer Substanzlosigkeit. Ehe man nach Staatsunterstützung ruft, müßte jede Möglichkeit der Selbsthilfe vorher erschöpft werden.

Millionen sind heute gezwungen, ihren ursprünglichen Beruf aus der Sorge ums nackte Leben, ums tägliche Brot, aufzugeben und sich jeder Arbeit zu unterwerfen, die das Weiterexistieren ermöglicht. Bei der selbstverständlichen Würdigung der Sonderbedingungen, unter denen geistige Menschen zu schaffen haben, muß doch daran erinnert werden, daß der Beruf des „freien“ Schriftstellers in früheren Zeiten unbekannt war. Schließlich hatten ja auch Goethe und Schiller, von denen der Letztere den Hunger auch kennengelernt hat, einen bürgerlichen Beruf. Theodor Fontane hat lange Jahre als Apotheker gearbeitet, ehe er den Schritt zum freien Schriftsteller tat. In Amerika gab es bis vor noch gar nicht langer Zeit überhaupt keinen sogenannten „freien“ Schriftsteller. Das war begründet in der Härte des Existenzkampfes, und die meisten der erfolgreichen Dichter und Schriftsteller kamen aus der Journalistik. In Zeiten, in denen die Existenznot so groß ist wie heute in Deutschland, sollte der Versuch gemacht werden, aus früheren Zuständen zu lernen. Dichterisches Schaffen ist neben einer Berufstätigkeit, die die Existenzbasis sichert, möglich. Die Journalistik als Beruf ist keine schlechte Vorschule für dichterisches Schaffen. Schließlich ist es doch wohl so, daß von den vielen, die sich zu freier schriftstellerischer Tätigkeit berufen fühlen, dieser Wunsch durch das eigene Können nur in einer Minderzahl der Fälle bestätigt wird. Die letzte Bewährungsprobe, ob jemand berechtigt ist, sein eigenes Leben und das der Seinigen auf seine Dichtergabe zu stellen, liegt doch darin, daß sich der innere Zwang zum freien dichterischen und schriftstellerischen Schaffen dann erst als stark genug bewährt, wenn er über alle Hemmungen, die ein Alltagsberuf mit sich bringt, triumphiert. Ist das der Fall, so wird auch der Weg offen werden, sich ganz der Berufung zu widmen. Gerade der Alltagsberuf kann die entscheidende Probe für die Berufung sein.

Es ist ein Überbleibsel deutscher Romantik, zu glauben, daß eine bestimmte Umwelt von Kultur und Lebenssicherheit dazu gehöre, um wirklich schaffen zu können. Das ist ein Luxus, den wir uns heute nicht mehr erlauben dürfen, und an dem festzuhalten sich als eine Hinderung für die Arbeit der geistigen Menschen erweisen muß. Man kann sich auch unschwer vorstellen, daß für viele der nur geistig Schaffenden die Berührung mit dem täglichen Leben, dem wirklichen Leben im Handwerk oder als Arbeiter oder wo es sei, befruchtend und stärkend sich auswirken würde. Es mag hart erscheinen, solche Forderungen aufzustellen. Sie sind aber ein gangbarer Weg, und sie sind Selbsthilfe. Wir müssen die wenigen Berufenen retten, denn ein neues Deutschland kann nur vom Geist her aufgebaut werden. Der Ruf nach staatlicher Unterstützung ist eine Bankrotterklärung, die besonders peinlich wirkt, wenn im Westen lebende Schriftsteller in einem vielleicht durch die Verzweiflung erklärlichen Trotz sagen „nun, wenn man uns hier nicht hilft, dann gehen wir nach Berlin, wo wir im Ostsektor alles haben können, was unser geistiger Rang verlangt“. Wer diesen Weg geht, wird zu spät erfahren, daß er sich selbst preisgibt.

Ein Zeuge der Wahrheit. Nach dem Verlust von Berdjajew ist nun eine zweite unausfüllbare Lücke in dem kleinen Kreis der Männer von Bedeutung durch den Tod von George Bernanos gerissen worden, die, ohne eine andere Bindung als ihr eigenes Gewissen anzuerkennen, mahnend, warnend und anklagend ihre Stimme erhoben haben zur Rettung der bedrohten Menschheit. Bernanos, der französische Dichter, dessen Familie nach Spanien zurückreicht, ist 1888 in Paris geboren. Er studierte an der Sorbonne und gab 1913 eine katholische Zeitschrift „L'Avant-Garde“ heraus. Sein ganzes Schaffen ist eine einzige Anklage gegen die Entgöttlichung der Welt und die Herrschaft des Satans, mit dem er fast ein gleiches persönliches Verhältnis zu haben schien wie Martin Luther. Er hat nicht nachgelassen, die französische Jugend, deren Wortführer er eine Zeitlang war, wieder und wieder im Widerstand und in der Nachkriegszeit aufzurütteln, wie seine Romane „Unter der Sonne Satans“, „Die Verleumdung“, „Das Spiel“ und sein letztes Werk „Monsieur Ouine“ beweisen. Er war ein Fanatiker der Wahrheit und hat den Kampf zwischen Gott und Satan in den Seelen der Menschen bis in seine letzten Tiefen mit einer fast seziererischen Psychologie aufgedeckt. Seine Enttäuschung über die Entwicklung in Franco-Spanien und das Versagen der demokratischen Welt gegenüber dem Nationalsozialismus trieben ihn aus Europa fort, und auch nach dem Kriege blieb er in Tunis. In seinem religiösen Ungestüm überschätzte er wohl die satanischen Möglichkeiten und unterschätzte das Wirken der göttlichen Gnade. Aber den Verlust eines so unerbittlichen Apostels der Wahrheit müssen wir gerade heute als besonders schmerzlich empfinden, da der Alltag schon wieder dazu verführt, die letzten Gründe der Menschheitskrise zu vertuschen und in wohlfeilem Optimismus zu verneinen. Es ist Aufgabe gerade auch der Jugend, und nicht nur der französischen, sein Andenken dadurch zu ehren, daß seine Mahnungen und Warnungen nicht verhallen.

Ein vernünftiger Weg für das Jugendschrifttum. Es steht außer Frage, daß durch die Dezimierung der deutschen Bücherbestände für das deutsche Jugendschrifttum eine besondere Notlage entstanden ist. Sie kann sich um so gefährlicher auswirken, als der Jugend keine neuen Ideale auch auf diesem Wege gezeigt werden, nachdem die Götzenbilder, zu denen aufzuschauen man sie gelehrt hatte, zertrümmert sind. Wir glauben an die deutsche Jugend als Trägerin eines besseren Deutschlands, eines Deutschlands, das nicht mehr nach Macht trachtet, sondern seine großen Gaben zum Wohle Europas und der ganzen Menschheit zur Verfügung stellen wird. Dafür braucht die Jugend Vorbilder und ein Aufschauen zu Menschen, die nicht nur auf den Schlachtfeldern ihre Lorbeeren erwarben. Sie braucht lebendige Bilder von den großen Helfern, von Forschern und Entdeckern, Ärzten und Erfindern, Künstlern und Wissenschaftlern. Das ist eine Notwendigkeit, die die so besonnen geleitete Jugendzeitschrift „Horizont“ erkannte und praktisch in die Tat umgesetzt hat. Jetzt tritt ein zweites Unternehmen auf den Plan, genannt „Die bunten Hefte“ (Hannover, Henri-Nannen-Verlag). Man will den jungen Menschen nicht trockenen Lesestoff bieten, sondern Erzählungen zugänglich machen, die in lebendiger und künstlerischer Form das Leben von Männern und Frauen schildern, die den wahren Fortschritt der Menschheit

gefördert haben. Es liegen in gefälligen Umschlägen die ersten drei Hefte vor, in denen Stefan Zweig den „Kampf um den Südpol“ des Kapitäns Scott schildert, Herbert Kretschmer mit „Columbus entdeckt Amerika“ die Tat des Genuesen würdigt und Walter Bauer die Geschichte von „Stanley“ erzählt. Man darf hoffen, daß die Auswahl der Autoren auch künftig mit gleicher Sorgfalt geschieht, damit sich hier nicht wie in so vielen anderen Unternehmungen plötzlich wieder ein Türlein öffnet, durch das Schriftsteller und Dichter hineinschlüpfen, die vorläufig besser noch schweigen sollten.

Kanonen statt Butter. Dieser uns Deutschen so wohlbekannte Ruf scheint in allen totalitären Staaten die Losung des Tages zu sein und heute in Rußland das gesamte wirtschaftliche Leben zu bestimmen. In Schweden ist soeben unter dem Titel „Staat und Konsument in der Sowjetunion“ ein Buch des lettischen Professors Arnold P. Aizsilniks, eines ausgezeichneten Kenners der russischen Verhältnisse, erschienen. Der Verfasser stützt sich ausschließlich auf wörtliche und authentische Angaben aus der Sowjetpresse, was den Wert seines Buches wesentlich erhöht. So brachte die „Prawda“ am 28. November 1946 eine Rede des Genossen Galina, der über den völligen Mangel der aller-
notwendigsten Dinge wie Zahnbürsten, Rasierpinsel, Nähnadeln und Scheren in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Leningrader Gewerkschaftskommission Klage führte, und im März 1948 meldete das gleiche Blatt, daß in der ganzen Stadt Swerdlowsk weder Hämmer, Zangen, Feilen, Sägen, Äxte noch Kochpfannen aufzutreiben seien. Am 10. Januar 1948 meldet „Trud“, daß in der ganzen Stadt Charkow weder Salz noch Streichhölzer zu finden seien, ebensovienig wie die notwendigsten Verbandsstoffe wie Medikamente. Selbst nach dem amtlichen Fünfjahresplan ist von einer Besserung der Lebensbedingungen in der Sowjetunion nicht die Rede: während im Jahre 1937 auf den Kopf der Bevölkerung 3,3 m Baumwollstoffe, 4,3 Paar Strümpfe und Socken, 7,1 kg Fleisch und 1,1 kg Butter entfielen, sollen nach dem 1946 aufgestellten Plan für das Jahr 1950 die folgenden Ziffern erreicht werden: Baumwollstoffe 2,5 m, Strümpfe und Socken 2,9 Paar, Fleisch 6,5 kg, Butter 1,4 kg — also im wesentlichen eine Herabsetzung, wobei es noch ungewiß bleibt, ob man selbst diese Ziffern tatsächlich erreichen oder nicht noch eine weitere Herabsetzung des Lebensstandards zugunsten der auf vollen Touren laufenden Rüstungsindustrie in den Kauf nehmen müssen wird. Es scheint in der Tat nur ein Land zu geben, das sich Butter und Kanonen gleichzeitig leisten kann, und eben dieses Land ist daher für die Machthaber im Kreml der Stein des Anstoßes und der Weltfeind Nr. 1.

Die UN wird aktiv. Nachdem die UN im Palästina-Konflikt — um nur von den Ereignissen der letzten Wochen zu sprechen — versagt hat, ist es ihr gelungen, ein neues Betätigungsfeld zu finden, auf dem die Chancen des Gelingens größer erscheinen. Wie aus Lake Success gemeldet wird, hat sich nämlich der Treuhänderrat der Vereinten Nationen mit den 120 Weibern des Fon Bikon beschäftigt, eines Negerkönigs im Grasland von Britisch-Kamerun aus dem Stamme der Bantu, der sich in idyllischer Weltabgeschiedenheit eines Harems von 120 Schönen erfreut. Die katholischen Frauenorganisationen haben die Aufmerksamkeit der Vereinten Nationen auf diese der Menschheitsmoral

hohnsprechenden Zustände gelenkt, und die Vereinten Nationen, offenbar freudig bewegt, endlich ein würdiges Ziel ihrer Tätigkeit gefunden zu haben, überlassen es nunmehr Großbritannien, die geeigneten Maßnahmen zur Abstellung dieses öffentlichen Ärgernisses zu treffen' und Herrn Fon darüber aufzuklären, daß er künftig nicht mehr alle erstgeborenen Töchter und weiblichen Zwillinge des Stammes für seinen Harem requirieren darf, was er bisher offenbar unter herzlicher Zustimmung des Stammes und insbesondere der betroffenen Damen getan hat. Ohne Zweifel werden sich noch andere Negerstämme im dunklen Erdteil finden, bei denen es ähnlich zugeht, und hoffentlich lassen es sich die Frauenorganisationen der UN weiter angelegen sein, dem Treuhänderrat diesbezügliches Material zuzuleiten, um auf diese Weise ihm wie sich selbst eine wahrhaft produktive Beschäftigung zu ermöglichen, an der es offensichtlich bisher mangelte.

Auslandsstimmen

„Rußlands politische Strategie“

wird im „British Bulletin“ Jahrgang 1 Nr. 3, von W. N. Ewer beleuchtet. Es heißt dort: „Ton und Inhalt der Sowjetantwort an Großbritannien, Frankreich und die Vereinigten Staaten waren, wie der französische Ministerpräsident Schuman bemerkte, »wie zu erwarten«; denn sie passen genau in das Muster der sowjetrussischen diplomatischen Strategie. Es ist ein Muster, wie es aus Vorkriegstagen wohlbekannt ist.

Zunächst wird eine Krise heraufbeschworen; eine schwierige und gefährliche Lage wird geschaffen; in Menschen, die sich zutiefst nach Frieden sehnen, werden Befürchtungen erweckt, es könnte einen neuen Krieg geben. Und dazu kommt noch in diesem besonderen Fall die Tatsache, daß eine Hinauszögerung der Krise für Millionen von Menschen Entbehrungen und Elend bedeutet. Das ist eine Finesse, an die selbst Hitler noch nicht gedacht hatte. Wenn auf diese Weise alles vorbereitet ist, kommen Andeutungen, daß eine Lösung ganz einfach sei, daß jegliche Kriegsgefahr mit Leichtigkeit abgewendet werden könnte, und daß dem Leiden der Bevölkerung sofort ein Ende gesetzt werden könne, wenn nur die andere Seite vernünftig wäre und über die Möglichkeiten eines Kompromisses verhandeln

wollte. Kompromiß, wohlbemerkt, bedeutet in der Sowjetsprache die Befriedigung einiger Sowjetforderungen als Gegenleistung für den vorläufigen Verzicht auf andere. Selbst Hitler forderte in München nicht die gesamte Tschecoslowakei.

Wie vernünftig erscheint an und für sich der Vorschlag, daß die Sowjetregierung nichts einzuwenden habe gegen Verhandlungen über »die allgemeine Frage der Viermächte-Kontrolle in bezug auf Deutschland«. Was bedeutet es aber tatsächlich? Was gibt es nach den traurigen Mißerfolgen des vorigen Jahres noch zu argumentieren? Was beabsichtigen die Russen?

Die Antwort ist sehr einfach. Diese Konferenz, sollte sie stattfinden, würde eine Gelegenheit bieten nicht nur für die üblichen Tiraden gegen die westlichen Alliierten, sondern für die Aufstellung einer ganzen Reihe kategorischer Forderungen, deren Erfüllung die Sowjets als Preis einer »Beilegung« fordern würden, möglicherweise mit einigen Modifikationen zu einem späteren Zeitpunkt, um die Fiktion eines Kompromisses aufrechtzuerhalten.

Die Note selbst zeigt ganz deutlich, wie diese Forderungen aussehen würden:

1. Zustimmung zur Beendigung der Viermächte-Kontrolle in Berlin und Integrie-

rung der Stadt, politisch und wirtschaftlich, in die Sowjetzone möglicherweise mit einem »Kompromiß«-Zugeständnis kleiner britischer, amerikanischer und französischer Truppenteile in der Hauptstadt mit Genehmigung des sowjetischen Oberbefehlshabers.

2. Annullierung aller in diesem Jahr getroffenen Maßnahmen für die politische und wirtschaftliche Organisation der Westzonen. Damit würde Deutschland durch den »Eisernen Vorhang« gespalten bleiben, mit dem Westen in einer katastrophalen Desorganisation und dem Osten unter scharfer sowjetischer Kontrolle.

3. Annahme einer Viermächtekontrolle der Ruhr, die den Russen einen Stützpunkt für ihre Tätigkeit im Westen geben würde — ein Punkt auf den es ihnen ebenso sehr ankommt wie darauf den westlichen Alliierten jeglichen Stützpunkt im Osten zu entziehen.

Das wäre die erste Phase: Verdrängung der westlichen Alliierten aus Berlin. Desorganisation der Westzonen. Trennung Westdeutschlands vom Wirtschaftssystem des europäischen Wirtschaftsprogramms und Einrichtung eines politischen Stützpunktes der Sowjets in der Nähe der Ruhr.

Wenn auch nur ein beträchtlicher Teil eines solchen Programms durchgeführt werden könnte, wenn die geforderten Zugeständnisse aus den drei Mächten um einer »Regelung« willen herausgepreßt werden könnten, so wäre nicht nur der unmittelbare, sondern auch der mittelbare Gewinn sehr bedeutend. Das sowjetische Prestige in ganz Deutschland würde gesteigert und das des Westens erschüttert werden. Es würde — genau wie Hitler es versuchte — der Mythos des unaufhaltsamen Vordringens eines historischen Schicksals geschaffen werden; eine Denkungsart, deren einzige Alternativen Krieg oder Einwilligung in die Sowjetexpansion lauten, daß dies die »endgültige Bereinigung« sein würde und daß Rußland keine weiteren Ansprüche stelle. Andeutungen von gewaltigen wirtschaftlichen Vorteilen sowie von »Friede in Ehren« würden folgen. Es ist ein getreuer Abklatsch der Technik von München, wobei möglicherweise die Türkei, Persien und der Nahe Osten, oder womöglich Skandinavien, die Rolle von Polen spielen.

Aber — und damit haben wir die vollkommene Parallele mit München — dies würde nicht das Ende in Deutschland bedeuten, sondern nur den »Durchbruch« vor der »Säuberung«.

Die Warschauer Konferenz enthüllte den Umriss einer neuen Aktion: Vollständige »Entmilitarisierung«. Das würde so ausgelegt werden: aus Westdeutschland werden alle nur denkbaren Verteidigungsmittel entfernt, aus dem geheimnisumwobenen Osten gar nichts, und dann werden die Besatzungsarmeen aus Deutschland zurückgezogen. Alles wäre dann klar für den letzten Stoß. Halbmilitärische Verbände von Kommunisten und ehemaligen Nazis werden in der Sowjetzone bereits organisiert. Sicherlich gibt es auch bereits militärische Verbände — eine neue schwarze Reichswehr —, die unter zuverlässiger Führung bereitsteht. Gegebenenfalls könnten Polen oder die Tschechoslowakei einen Streit vom Zaune brechen.

Gleichgültig unter welchem Vorwand — und wiederum liefert Hitler viele Beispiele — könnten die Kräfte der »Volksdemokratie« in Marsch gesetzt werden. Östlich der Grenze Frankreichs und der Benelux-Länder wäre nichts, was diese Welle anhalten oder auch nur aufhalten könnte. Der »Eiserne Vorhang« würde dann westlich des Rheines hängen, und Deutschland wäre ein neuer Bestandteil des Moskauer Imperiums.

Das ist der große Plan. Er klingt vielleicht ebenso phantastisch wie Hitlers Plan 1933 geklungen haben würde. Aber so ist er ganz klar umrissen in der Sowjetnote vom 14. Juli und den Beschlüssen der Warschauer Konferenz.

„Berlin im Mittelpunkt der Weltpolitik“.

In Nr. 2 des „British Bulletin“ veröffentlicht Richard Farquhar unter dieser Überschrift einen Leitartikel, in welchem die gegenwärtige Lage mit der des Jahres 1939 verglichen und festgestellt wird, sie sei insofern ungefährlicher als die damalige, weil man in England und Amerika die Vergeblichkeit einer Politik des Appeasement erkannt und offiziell die Entschlossenheit verkündet habe, keinen Schritt mehr nachzugeben und unter

keinen Umständen Berlin zu verlassen. Auch „The Times“ (19. 7. 1948) geben der gleichen Entschlossenheit Ausdruck, weisen aber darauf hin, daß die Sowjetunion die Möglichkeit künftiger Verhandlungen offengelassen habe. Solche seien aber nur möglich, wenn sich die Russen darüber klarwerden, daß die Westmächte „allen Gewaltmaßnahmen Widerstand zu leisten gesonnen seien“. „The Economist“ (Nr. 5474) analysiert gleichfalls die Lage in Berlin. Das Blatt bezweifelt die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der Luftbrücke auf unbestimmte Zeit und weist darauf hin, daß sich die Westmächte spätestens im Herbst vor drei Möglichkeiten gestellt sehen würden: einen Kompromiß mit Rußland zu schließen, die Blockade mit Gewalt zu brechen oder Berlin aufzugeben. Die Schwierigkeit der Lage der Westmächte werde vor allem dadurch beleuchtet, daß es ganz von Rußland abhängt, ob es sich auf einen Kompromiß einlassen wolle oder nicht. Eine gewaltsame Brechung der Blockade bedeute natürlich Krieg, und diese Entschlossenheit der Alliierten zum Kriege, die sich in Mobilisierungsmaßnahmen im Westen mit aller Deutlichkeit zeigen müsse, sei es allein, die dem jetzt an den Kreml zu richtenden Ultimatum den erforderlichen Nachdruck verleihen könnte. Angesichts der infanteristischen Überlegenheit Rußlands mit seinen Menschenmassen sei der Krieg natürlich ein großes Risiko; auch sei die Position des Westens insofern schwieriger, als die Russen die gegenwärtige Situation gern aufrechterhalten möchten und daher keinen Grund zum Angriff hätten, die Westmächte sie dagegen ändern wollten und daher zu einem Angriffskriege schreiten müßten, obwohl ein solcher ihren Traditionen widerspreche. Der Verfasser legt ein so entscheidendes Gewicht auf die Mobilisierung aller verfügbaren Streitkräfte im Westen, daß er sogar den Rückzug „from the exposed and untenable Berlin enclave“ zur Verstärkung der Position im Westen für diskutabel hält, wobei er allerdings den moralischen Effekt eines solchen Schrittes für verhängnisvoll erklärt, da niemand glauben würde, daß dieser Rückzug der Alliierten wirklich der letzte sein werde.

„Rußlands

Drängen zum Mittelmeer“

wird von den „Basler Nachrichten“ (Nr. 298) in einem aufschlußreichen Leitartikel behandelt. Das Blatt teilt die von dem amerikanischen Botschafter in Belgrad, Mr. Cavendish-Cannon, ausgesprochene Annahme, Rußland habe den Konflikt mit Jugoslawien auf die Spitze getrieben, um dort mit bewaffneter Gewalt einschreiten zu können, und warnt vor der Illusion, daß es endgültig gelungen sei, dem Drängen Rußlands zum Mittelmeer Einhalt zu gebieten. Die Machthaber im Kreml hätten nicht die Gewohnheit, ihre Pläne aufzugeben, und man müsse nach dem vorläufigen scheinbaren Abschluß der Tito-Affäre auf eine weitere russische Aktivität auf dem Balkan gefaßt sein.

„Geheimnisse

der russischen Politik“

werden anlässlich der Tito-Krise in einem interessanten Aufsatz in Nr. 29 der Schweizer Zeitung „Die Nation“ behandelt. Das Blatt führt aus, daß der Kommunismus in Rußland unter den Druck der Militärs geraten und daher übersteigert sowjetnational und imperialistisch geworden sei. Die Militärs mißbilligten die Außenpolitik Molotows, die auf Ausbreitung des Kommunismus auf „legalem“ Wege gerichtet sei und die russische Herrschaft in allen Ländern durch Bildung von Volksfrontregierungen stabilisieren wolle, während sie selbst eine schlagartige Besetzung ganz Europas bis an den Atlantik für das geeignete Mittel zur Erreichung des Zieles hielten. Die Militärs betrachteten den auf eine selbständige „goslawische Politik bedachten Tito als ein Hindernis für die Verwirklichung einer absoluten russischen Oberherrschaft über die Balkanländer, und deswegen hätten sie das Kominform zur Ächtung Titos veranlaßt. Wesentlich anders werden die Dinge von der Schweizer Zeitung „Die Tat“ (Nr. 253) behandelt, die darauf hinweist, daß Schdanow als Vorsitzender des Kominform die Bombe gegen Tito im gleichen Augenblick losgelassen habe, in dem Molotow die

außenpolitische Einheit der Ostblock-Staaten in Warschau vordemonstrieren wollte, was insofern nicht erstaunlich sei, als Schdanow den internationalen Kommunismus alten Stiles vertrete, während Molotow eine Koalition nationalkommunistischer Staaten befürwortet.

Die Gründe von Titos Frontwechsel

werden in Nr. 764 der schweizerischen Zeitung „Die Weltwoche“ erörtert. Das Blatt erblickt den wesentlichsten Grund für die Abwendung Titos von Moskau darin, daß den jugoslawischen Staatschef die Dollars des Marshall-Planes gelockt hätten, für die Moskau keinen Ersatz zu liefern vermocht habe. Zur Durchführung des jugoslawischen Fünfjahresplanes aber von welcher die Existenz des Regimes abhänge, brauche Tito angesichts des Fehlens der Marshall-Hilfe Kredite und industrielle Unterstützung des Auslandes, um so mehr, als die großen Maschinenlieferungen aus der Tschechoslowakei ausgeblieben seien, und er habe sich in diesem Sinne denn auch bereits an die Schweizer Regierung gewandt. Das Blatt vergleicht den Abfall Titos von Rußland mit dem Abfall Italiens von Deutschland im Jahre 1943 und meint, selbst wenn eine westliche Orientierung Titos noch nicht feststehe, könne Rußland unter keinen Umständen mehr mit ihm als einem zuverlässigen Verbündeten rechnen. Es erblickt einen Zusammenhang zwischen der für die Westmächte so günstigen Wendung in Jugoslawien und deren energischem Auftreten in Berlin, und betont, daß die besonders von Churchill befürwortete Politik entschlossenen Widerstandes gegen Rußland um so gewisser künftige Erfolge bringen werde als Rußland durch das Ausscheiden des militärisch starken Jugoslawien allzu geschwächt sei, um an einen Krieg denken zu können. Mit dem jugoslawischen Problem beschäftigen sich auch „The Times“ (10. Juli 1948), wobei das Blatt als einen der wesentlichsten Gründe für den Abfall Titos die Nichterfüllung seiner territorialen Wünsche in Triest, Mazedonien und Kärnten bezeichnet, während die russische Verstimmung gegen ihn vor allem durch die bauernfreundliche Politik des Marschalls hervorgerufen sei, von der die Sowjets

eine Hemmung ihrer landwirtschaftlichen Kollektivierungsbestrebungen auf dem Balkan befürchteten.

Der Kommunismus in Europa

wird in drei aufschlußreichen Leitartikeln (30. Juni bis 2. Juli) von „The Times“ behandelt. Das Blatt beschäftigt sich zunächst mit der politischen Entwicklung der russischen Satellitenstaaten, wobei es drei Typen der Organisation feststellt: eine wirkliche Koalition aller politischen Parteien unter Teilnahme der Kommunisten, eine Scheinkoalition, in welcher allein die Kommunisten die wirkliche Macht besitzen, sowie endlich das Einparteiensystem, welches neuerdings als „Volksfront“ bezeichnet werde. Der letztere Typus sei in Albanien und Jugoslawien bereits vor Beendigung des Krieges der zweite in Polen 1944 eingeführt worden, während alle anderen Staaten mit dem ersten Typus begonnen hätten. Rumänien sei dann im März 1945, Bulgarien etwas später zum zweiten Typus übergegangen, Ungarn 1947 und die Tschechoslowakei durch den Staatsstreich im März 1948. Bulgarien und Rumänien seien inzwischen beim dritten Typus angelangt, während die Tschechoslowakei, Ungarn und Polen jetzt kurz davor stünden. Die neuen Verfassungen seien sorgfältig der Stalinschen Verfassung nachgebildet, und die Regierungen strebten durch Massenorganisationen eine lückenlose Erfassung des ganzen Volkes an, während sie gleichzeitig die sozialen Klassen ebenso zu vernichten suchten, wie sie das mit den politischen Parteien bereits getan hätten. Alles in allem befänden sich die Satellitenstaaten in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht etwa in dem gleichen Stadium wie Rußland zur Zeit der Einführung der NEP: es gebe zwar noch Privatunternehmungen, und eine Zwangskollektivierung sei vorläufig noch nicht in Sicht, obwohl sie sich bei weiterer Entwicklung doch eines Tages automatisch ergeben werde. In Westeuropa sei die Lage der Kommunistischen Partei überaus verschieden. Während die Kommunisten in Holland, Belgien sowie in den skandinavischen Staaten, Österreich und Spanien zwar der Vorkriegszeit gegenüber etwas Boden gewonnen hätten, aber doch noch recht schwach seien hätten sie in Frankreich und Italien mit Hilfe der Gewerk-

schaften etwa 30 Prozent der Arbeiterschaft hinter sich gebracht. Das Blatt glaubt nicht, daß die dortigen Kommunisten schlechthin als Werkzeuge des Kreml zu bezeichnen seien. Aber sie alle hielten die Sowjetunion für das einzige wahrhaft sozialistische Land der Welt und sich selbst zum Schutze derselben unter allen Umständen verpflichtet, obgleich ihre nationalen Empfindungen und Wünsche zuweilen in Konflikt mit Moskau gerieten. Die schwierigen sozialen Verhältnisse in beiden Ländern begünstigen den Kommunismus, aber in dem Maße, in dem die Arbeiter diesen unterstützten, würde die Regierung einschließlich der Sozialisten in eine arbeiterfeindliche Politik hineingedrängt. Die Zukunft des Kommunismus hinge jedoch lediglich von der militärischen und politischen Stärke der beiden großen Weltmächte, Amerika und Rußland, auf den drei entscheidenden Schlachtfeldern Deutschland, China und dem Nahen Osten ab.

Beiderseitige Angst.

„Die Schwierigkeit besteht darin“, so schreibt André Frossard in „L'Aurore—France Libre“ vom 10. Juli 1948, „daß eine russische Welt und eine alte liberale Welt gleichzeitig existieren: Sie flößen sich gegenseitig Angst und Schrecken ein und leben nun wohlbewaffnet in einem dauernden Alarmzustand. Unter der Wirkung dieser beiderseitigen Angst konzentriert sich die Macht der kommunistischen Welt in einer Partei, deren Disziplin sich mehr und mehr versteift. Die liberale Welt dagegen zeigt ihre Macht in der Atombombe. Diese Waffe erreicht heute einen unvorstellbaren Grad der Zerstörungsfähigkeit und soll die in Hiroshima erzielte Wirkung bereits um das Tausendfache übersteigen. Während die kommunistische Gefahr anwächst, verheißt die Entwicklung der Bombe Unheil.“

Paasikivi ist kein Benesch

führt die „Weltwoche“ (Zürich Nr. 763) aus, indem sie darstellt, mit welcher politischen Klugheit Staatspräsident Paasikivi in Finnland verstanden habe, den kommunistischen Innenminister Leino, der neben seiner Frau, der bekannten Kommunistin Hertha Kuusinen

der Schützling und finnische Platzhalter Moskaus war, von seinem Posten zu entfernen. Da Paasikivi bei seiner Aktion die überwältigende Mehrheit des Reichstages hinter sich gehabt habe, sei es ihm gelungen, Leino, der sich weigerte, seinen Abschied einzureichen, einfach zu entlassen, und die Gegenaktion der finnischen Kommunisten, die Proklamierung des Generalstreiks, sei daran gescheitert, daß sie nur etwa 12 Prozent der Arbeiterschaft für sich gehabt hätten. Auffallend bei der ganzen Sache sei die Passivität Moskaus gewesen. Nicht einmal dem eigens zu diesem Zweck nach Helsinki entsandten russischen Botschafter Savonenkow sei es geglückt, die Regierung zum Vorschlage eines Beistandspaktes mit Rußland zu veranlassen, so daß Stalin den bekannten Brief an Paasikivi schreiben und die Sowjetregierung sich im übrigen mit einem für sie wenig vorteilhaften Verträge hätte begnügen müssen. Das Blatt schließt mit dem Hinweis, Paasikivi hätte gezeigt, daß er kein Benesch sei; wie lange die Sowjetunion sich noch diese finnische Obstruktion gefallen lassen werde, sei eine Frage der allgemeinen Machtverhältnisse.

Die nordische Uneinigkeit

wird in Nr. 156/157 der „Neuen Zürcher Zeitung“ eingehend behandelt. Das Blatt beklagt es, daß den Einigungsbestrebungen der drei nordischen Länder der Erfolg versagt geblieben sei. Nach der Erklärung des norwegischen Außenministers Lange, daß Norwegen seine eigenen Probleme habe, lie nicht immer nach gemeinsamen nordischen Richtlinien gelöst werden könnten, und daß es sich strategisch in einer zu exponierten Lage befände, um seine Verteidigungsmaßnahmen denen der anderen nordischen Länder angleichen zu können, habe man auch in Schweden die Frage einer skandinavischen militärischen Zusammenarbeit auf unbestimmte Zeit vertagt. In Schweden sei, so meldet das Blatt, nahezu die gesamte Öffentlichkeit für die bündnisfreie Außenpolitik des Außenministers Undén und sei einem Militärbündnis mit Norwegen schon deswegen abgeneigt, weil es für das Wehrwesen und die Rüstungsindustrie Schwedens eine zu starke Belastung bilden würde. Englisch-schwedische Verhandlungen

gen über das skandinavische Wehrproblem seien ergebnislos verlaufen: Schweden sei offenbar daran interessiert, in einem künftigen Kriege neutral zu bleiben. Anders lägen die Dinge in Norwegen, wo man kaum mit einer solchen Möglichkeit rechnen und in höherem Maße als in Schweden einen engeren Anschluß an die Westmächte erstrebe. Aber auch in Norwegen werde die Anlegung englisch-amerikanischer Stützpunkte, die übrigens von diesen Staaten nicht gefordert sei, als eine Herausforderung Rußlands betrachtet und infolgedessen abgelehnt, während ein rein defensives Abkommen mit England begrüßt werde. Die dänische Regierung zeige, so schließt der Bericht, ein lebhaftes Interesse für eine militärische Zusammenarbeit mit den beiden nordischen Brudermächten. Alles in allem würden aber in Oslo wie in Stockholm die Möglichkeiten einer militärpolitischen Zusammenarbeit der nordischen Länder als gering und selbst die eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses als recht begrenzt betrachtet.

Deutschland und Frankreich.

„Es ist unbestreitbar“, so schreiben die „Nouvelles de France“ vom 15. Juni 1948, „daß das Hauptproblem Europa heißt und dessen Schlüsselproblem das deutsch-französische Verhältnis. Die Rivalität der »beiden Großen« kann uns ein paar Jahre, wenn nicht den Frieden, so doch ohne Krieg sichern. Diese Jahre des engeren Zusammenlebens im westlichen Lager ist vielleicht für das französische wie für das deutsche Volk nach langer Zeit die erste Gelegenheit zu einer wirklichen entscheidenden Führungsnahme: es könnte aber auch die letzte Gelegenheit sein.“

„Der Kampf für Deutschland“

wird von W. H. Chamberlain in einem gehaltvollen Leitartikel in „Human Events“ (Nr. 231) behandelt. Der Verfasser betont, die Phantasie der vier siegreichen Mächte, auf dem Rücken Deutschlands sitzend die Deutschen versklaven und in schöner Eintracht gemeinsam ausplündern zu können, sei längst zerstoßen, und der Kampf gegen

Deutschland sei zu einem Kampfe für Deutschland geworden. Besonders auf englisch-amerikanischer Seite, wo man sich längst klar darüber sei, daß der politische Kampf mit Rußland nur gewonnen werden könne, wenn das deutsche Volk wieder Hoffnung auf eine bessere Zukunft habe und innerlich auf Seiten der Westmächte stehe. Man müsse dementsprechend mit den letzten Resten des Morgenthau-Planes aufräumen, den kindischen Unfug der Demontierungen und Entnazifizierungen einstellen, den deutschen Regierungen völlige Freiheit auch auf dem Gebiet des Außenhandels geben und so wichtige Dokumente wie den Hurriman- oder den Krug-Bericht zur Kenntnis der deutschen Öffentlichkeit bringen. „Nur eine Politik“, so schließt der Aufsatz, „die Deutschland offen, ehrlich und schnell unter gleichen Bedingungen in die Gemeinschaft der westlichen Nationen aufnimmt, kann Erfolg haben. Keinerlei Ansichten dagegen hat eine Politik, die immer noch die Deutschen verkrüppeln, schikanieren und diskriminieren will, während sie noch die Lasten für all dieses unsinnige Treiben dem amerikanischen Steuerzahler aufbürdet.“

„Zur Frage der europäischen Wirtschaftsunion“

beklagt „Le Monde“ (23. Juni 1948), daß die von Bidault im Haag vorgeschlagene Wirtschafts- und Zollvereinigung zwischen den Ländern der Benelux und zwischen Frankreich und Italien mit dem Ziele der Einbeziehung aller europäischen Staaten auf den Widerspruch Englands hin veragt sei. Die französische These in dieser Frage sei die der „Revolution“, sie verlange daß man ganz von Anfang beginne und tiefgreifende Strukturveränderungen vornehme, welche die wirtschaftlichen und selbst die politischen Zustände berührten. Diesem stehe die angelsächsische Auffassung gegenüber, die jede umstürzlerische Änderung ablehne und das Ziel durch langsame Entwicklung erreichen wolle. Das Blatt bezeichnet die französische These als die einzige den Erfordernissen der Gegenwart entsprechende und hofft, daß sie sich durchsetzen werde.

Fünfzig Rosen

Novelle

Ferry und Jules waren gesund aus dem Krieg zurückgekehrt, die Schrammen zählten nicht, die sie an Gesicht und Händen mitbrachten, sie trugen sie als Auszeichnungen die kein General verleihen kann. Dreck, Feuer und Bomben waren so sehr vergessen, daß sie nicht einmal mehr den Schlaf beunruhigten, wenigstens fürs erste nicht. Sie wollten sich amüsieren, ihren Spaß haben, bummeln, tanzen, mit Mädchen gehen. Alles was ihnen draußen entgangen war oder, wenn sie es gehabt, unter dem leichten Magendruck „zum letztenmal“ gestanden hatte — sie wollten es als einen tiefen Traum genießen, auf den ihnen nun ein Recht zustand. Mit zweiundzwanzig Jahren hat man Hunger nach etwas anderem als nur nach hartem Dienst und Todesbereitschaft.

Aber in der Bar fanden sie das Leben keineswegs so lustig, wie sie es erwartet hatten. Der Appetit war zu groß gewesen, die Erfüllung fiel mager aus. Paris war nicht mehr die Stadt, die sie kannten: ein Schleier lag darüber. Anstatt dieses gewissen silbernen Hauches, der die Luft so bezaubernd machen kann, war ein grauer aus den Untergründen der Sorge emporgestiegen. Und die aufgerissenen Gesichter der Leute hatten eine tiefe Leere.

Geld war da, sie warteten damit um sich, weil es ihnen nichts bedeutete. Bald merkten sie, daß nicht nur in diesen Menschen, sondern in ihnen selbst einiges verändert war, was sich nicht ergründen ließ und worüber sie auch nicht sprechen konnten. Die Zeit war weitergegangen, während sie ihr bei allem Autregenden monotones Soldatengeschäft betrieben hatten. Genauer: sie hatten neben der Zeit gestanden, und sie hatten unentwegt in die Vergangenheit geschossen.

Sie wechselten die Bars mehrere Male. Sie waren zwei von den vielen jungen Soldaten, die singend durch die Nachtstraßen fuhren, ein bißchen betrunken, aber von jener Betrunkenheit, unter deren Mantel sich Melancholie verbirgt.

Im „Gelben Kater“ Montmartre, hatte Jules die schönsten Wochen seiner Studentenzeits verbracht. Der „Gelbe Kater“ war ungemütlich geworden, speckig die Wände, leer die ausgesessenen Stühle. Unter der Okkupation und seitdem der Absynth verboten war, hatte der Strom sich anderswohin verzogen, und die Mädchen waren anderen Männern gefolgt. Auch Henriette mit den sieben falschen Brillantarmbändern fehlte. Der Besitzer war in der Résistance gefallen, die Witwe hatte das Lokal verkauft.

Da war nur oder vielmehr kam gegen zwei Uhr nachts die Blumentrau, für die der Wanderturnus ein ewiges Gesetz wie der Mondwechsel war. Jeder Gast kannte sie, und keiner dachte je an sie. Jules hatte ihr ein einziges Mal eine Nelke abgekauft. Das war nichts gewesen. Aber die winzige Erinnerung ihres Lächelns tauchte sofort auf.

„Halloh“ rief er. „Sie gibt es noch?“ Sie tat, als erkenne sie ihn, obwohl tausend neue Gesichter sich über tausend alte gelegt hatten. „Halloh, wieder zurück?“ sagte sie. Sie nahm zwar das Glas, das er ihr anbot, aber sie setzte

sich nicht, der Wirt schätzte das nicht, ihre Kleider waren noch weniger sauber als früher.

„Nelken?“ fragte Jules mit einem Blick in den Korb. Es war nicht die Jahreszeit. Aber reife Rosen, der Korb floß davon rot über. „Alle!“ befahl er.

„Alle?“ Sie bekam Angst, daß der Korb mit einem Griff leer sein sollte. Es kam nicht nur aufs Verkaufen an. Wanderung, Klatschbegegnungen gehörten dazu, sie wußte nicht, was mit den kommenden Stunden anfangen.

„Ja, alle. Geben Sie den Strauß beim Portier ab. Ich nehme ihn später mit.“ Er schob ihr einen großen Schein hin, nahm nichts zurück und trank weiter. Fast hätte er die Rosen vergessen. Der Türsteher legte sie ihm noch in den Wagen. Ferry und Jules sangen wieder, es tönte schön und schaurig durch die erstorbenen Gassen, wo die Leute schliefen und nicht einmal eine Katze durch den Rinnstein schlich.

„Wem bringst du die Rosen?“ fragte Ferry.

„Einem Mädchen“, antwortete Jules.

„Hast du denn eins? Ist eins für dich übriggeblieben?“

„Warum sollte ich kein Mädchen haben?“

„Du hast den ganzen Abend mit mir allein gesessen und ein melancholisches Gesicht gemacht.“

„Melancholisch? Zum Teufel, hast du mich nicht lachen hören?“

„Ja, es hat wirklich teuflisch geklungen.“

Jules musterte die Häuser, an denen sie vorüberfuhren. „Hier muß sie wohnen.“ Er stand auf. Die Häuser sahen nicht besonders schön und keinesfalls fein aus. Von Natur welk hatten sie während des Krieges keine Pflege gehabt und waren noch trauriger geworden wie eine Frau, der die schönsten Jahre verschwanden.

„Dort vielleicht?“ fragte Ferry. „Wo das Fenster offen steht!“

„Warum meinst du?“

„Dort sind Gardinen. Ich taxiere sie auf Gardinen.“

Jules nahm den Strauß und warf ihn in großem Bogen durch das Fenster. Sie hörten ihn drinnen rauschend aufschlagen. „Mach's gut!“ rief er hinterdrein.

„Was soll er gut machen, Jules?“

„Was meinst du wohl, wem er da in die Hände fällt?“

„Ich dachte —“

„Quatsch. Du weißt ganz genau, daß das Mädchen hier nicht wohnt und überhaupt nirgends. Aber es könnte dort wohnen. Das mit den Gardinen war gar nicht so dumm. Denke dir, wie hübsch, wenn sie aufwacht und ein Beet vor ihrem Bett blühen sieht. Eine junge Frau, die einen Traum auf ihrem Bettvorleger präsentiert bekommt. Oder eine Sechsjährige, die noch an den Zauberer glaubt. Oder eine Mutter, die ihr Kind verloren hat und fünfzig Rosen vom Himmel geschenkt bekommt. Oder eine Dreißigjährige, die noch nie einen Mann geküßt hat und glaubt, jetzt stehe er vor der Türe. Oder eine Putzfrau, die morgen früh, ehe sie an die Arbeit geht, die Rosen findet, aufhebt, ein bißchen argwöhnisch in den Waschkrug stellt und den ganzen Tag daran denkt —.“

„Du bist ein Dichter“, sagte Ferry.

„Und du ein phantasieloser Galgenvogel.“

Sie fuhren in die „Blaue Maus“. Bei einem Kognak suchten sie die richtige Lösung, aber sie fanden oder erfanden sie nicht.

*

Die richtige Lösung lag bei einem Mann mit dem umständlichen Namen Pierrefittenastalas. Diesen Namen einer kleinen Pyrenäenstadt hatte einer ihrer Bürger angenommen und nach Paris geschleppt, ohne den Frieden mitzunehmen, der bisher daran gehangen hatte. Die Fittes, wie sie sich vernünftigerweise abkürzten, weil die Namensumständlichkeit eine zusätzliche Last zu allen neuen war, krochen im Bodensatz der großen Stadt herum.

Auch Henry hatte nach einem mühsamen Höhenflug in die Mathematik die Flügel wieder hängen lassen und begnügte sich mit der Stellung eines kleinen Versicherungsagenten. Sein Leben war eine abgegriffene Prozenttabelle, sein Körper eine ausgelaugte Knorpelmasse. Er sah niemals den Frühling, der den Saft hätte hineinpumpen können, denn er mußte auf Höfen, Treppen und in Hinterhäusern herumkriechen; und in seiner Gegenwart wurde von der Möglichkeit des Sterbens gesprochen und nicht gelacht.

Henry Fitte hörte im Dunklen den Strauß fallen, draußen die Worte der beiden Soldaten und das Davonrattern der Droschke. Er machte Licht und sah einen sanften, weichen bewegungslosen Igel aus roten Rosen. Sie waren von Flug und Aufprall etwas mitgenommen, einigen waren die Flügel zerknickt. Das Zimmer Fittes war nüchtern wie seine Rechentabelle. Deshalb ärgerten ihr die aufdringlichen Farben. Er roch nicht daran. Der Gedanke an Dornen beunruhigte ihn.

Aber welche Fülle! Instinktiv fing er an zu zählen: fünfzig Rosen, die geknickten eingerechnet. Es war Rosenzeit, aber in Paris war jetzt alles teuer. Herr, wie sehr die Preise stiegen. Fünfzig Rosen waren ein Vermögen, sicher über — Fitte wußte es mehr von der Versicherung als aus seinen persönlichen Ausgaben her, hundert Francs. Hundert Francs waren sinnlos zum Fenster hinaus- oder vielmehr hineingeworfen worden.

Er griff nach dem Schreibblock mit dem blauen Pauspapier. Erfahrungsgemäß geben die Menschen etwa fünf Prozent ihres Einkommens für ihr Vergnügen aus. Im Durchschnitt; er hatte statistische Unterlagen. Ein Rosenstrauß wird nebenher gekauft. Wie hoch mußte das Einkommen dieses jungen Menschen sein, das ihm erlaubte, hundert Francs sinnlos wegzuwurfen! Fitte stellte einen Lebensetat auf, rechnete Posten für Posten durch, der Block bedeckte sich mit Zahlenkolonnen. Hundert Rosenfrancs erlauben Schlüsse auf Luxus. Er verfeinerte die Lebenshaltung des jungen Mannes, zog ihm seidene Hemden und Wildlederhandschuhe an, setzte ihn in eine Mehrzimmerwohnung, steckte ihm Theaterbillets in die Tasche, umgab ihn mit Dienstpersonal, schickte ihn auf Reisen, diktierte ihm eine kostspielige Geliebte zu. Heft Fitte geriet in ein Meer der Verschwendung. Er, der nie Romane las, erfand einen. So überwältigend einfach war das. Seine Wahrscheinlichkeitsrechnungen saugten einfach alles auf, was er je in Läden, auf der Straße, bei seinen Versicherungsgeschäften beachtet hatte. Die nüchterne Praxis ließ ihm das Werkzeug, mit dem er zum Zaubrerlehrling wurde; worauf ihm die Magie über den Kopf wuchs. Auf einem

Schlachtfeld von Zahlen, Stichworten, Ausrufezeichen, Fragezeichen durchgitterte sich alles mit allem. Ein tolles Leben! Verwirrt ließ er den Stift fallen.

Der eigene verarbeitete Tag forderte sein Recht. Müde schlich Fitte in sein Bett zurück. Der Schlaf bedrückte ihn wie ein Essen, bei dem er sich übernommen hatte. Pierrefittenastalas war das einmal vorgekommen. Er wurde durch Träume gejagt, die ihn zwangen, ein Vermögen zu verschwenden. Er blieb in Dornenhecken stecken, die ihn in die Beine stachen. Jemand stieß ihn in eine kleine Höllenhitze. Am Morgen hatte er einen dicken Kopf. Es roch friedhofssüßlich in seinem Zimmer. Er machte, daß er an die frische Luft kam, und ließ den Rosentrauß auf seinem Tisch liegen.

*

Die Luft tat Wunder. Herr Fitte schwamm förmlich in ihr, auch als es schon recht heiß geworden war. Er kletterte treppauf, treppab. Er sagte den Menschen, die er gegen Unfall oder Tod versichern sollte, daß sie in scheußlichen Löchern lebten und so nicht weiterleben dürften. Das Leben zu genießen sei das solideste Versicherungskapital. Er mäkelte an ihrer Einrichtung herum, das vergrößerte Bild des Großvaters an der Wand zeige ja, was für ein unzufriedenes Leben er geführt habe. Sie sollten das Geld nicht in den echt französischen Strumpf stopfen.

Was wollte dieser verschrobene Agent? Zweimal warf man ihn hinaus.

Herr Fitte setzte sich in einen kleinen Park zu Füßen eines marmornen Mannes, der seine Hand pathetisch gegen den Himmel erhob, und sah den wohlherzogenen Kindern zu, die von ebenso wohlgepflegten Bonnen zum Spielen angehalten wurden. Da erblühten die eigenen Spiele in der Erinnerung, er wart den Pelotaball, und die kleine Stadt mit dem umständlichen Namen Pierrefittenastalas zeigte ihm die Fata Morgana ihrer drei Türme. Seine Nase schnoberte den guten Geruch von Heu, frischem Brot, Wein, Orangen. Ein freundliches Lächeln stahl sich in seinen Trübsinn.

Als er mit sinkender Dämmerung nach Hause kam, keinen einzigen Versicherungsabschluß auf dem Block, war er keineswegs traurig. Von den fünfzig nächtlicherweile zugeflogenen Rosen fand er noch vier vor. Die Frau, die täglich bei ihm Ordnung machte, hatte die schönsten aus dem welkenden Strauß gelöst und in seinem Zahnputzglas auf die Fensterbank gestellt. Purpurwärme dunkelte ihm im Zwielficht entgegen. Sie waren der erste Freudenfleck in seiner Wohnung.

Herr Fitte machte ein kleines Paket aus seinen Versicherungsblöcken, den dazugehörigen Konten und der abgefangerten Rechentabelle. Er schrieb an den Inspektor der Gesellschaft, es wäre besser, einen neuen Stadtvertreter zu engagieren. Zu packen hatte er wenig, nachdem er sechs Stunden erquicklich geschlafen hatte.

Als er mit seinem Handkofferchen im Morgengrauen zur Gare du Quai d'Orsay ging, nahm er die vier letzten Rosen mit. Richtig verwelkt waren sie erst, als er in Pierrefittenastalas ankam. Aber dort gab es viele, die nicht einmal etwas kosteten. Herr Fitte versicherte auch hier die Menschen gegen Tod oder Unfall, weil er etwas zum Leben brauchte. Aber sein Vokabular war anders geworden. Er sagte ihnen, wie schön eigentlich das Leben sei, und daß sie es deshalb sichern und versichern mußten.

Literarische Rundschau

Geschichte

Gertrud Lehmann, die Witwe des deutschen Historikers Max Lehmann, der an der Universität Göttingen lehrte, hat die Bismarck-Vorlesungen ihres Mannes, die er durch zwei Jahrzehnte an der Georgia Augusta hielt, als Buch herausgegeben. „Bismarck — Eine Charakteristik“ (Berlin, Oswald-Arnold-Verlag, 12,50 RM). Max Lehmann, der bei seinen Schülern unvergessen geblieben ist, war ein großer Gelehrter, der der Wahrheit diente, auch wenn dieser Dienst ihm Schwierigkeiten an der Universität, bei den Behörden und in der Öffentlichkeit machte. Er war eine streitbare Natur und kam durch seine Studien zu einer stark kritischen Einstellung gegenüber Preußen und Bismarck, ohne als echter Wissenschaftler nun in das Extrem der Pseudowissenschaft zu verfallen, Preußen und Bismarck als die alleinigen Träger des deutschen Unglücks hinzustellen. Das Buch umfaßt nur den Gegenstand seiner Vorlesungen, die Bismarcks Wirken bis zur vollendeten Reichsgründung führt. Den zweiten Teil hat Max Lehmann nicht in Angriff genommen. Auch er ist durch eine Entwicklung gegangen, wie sie so mancher Angehörige seiner Generation durchmachte: vom Monarchisten zum überzeugten Demokraten. Max Lehmanns Buch bedeutet einen unentbehrlichen Beitrag zur Bismarck-Forschung.

Ein Buch, in das man sich hineinlesen muß, sind die gesammelten Märchen von Otto Lehmann-Rußbüldt „Reiter durch Jahrhunderte“ (Düsseldorff, Komet-Verlag, 10 RM). Lehmann-Rußbüldt, der sein ganzes Leben der Friedensbewegung gewidmet hat und mit altem Temperament auch heute in die Arena gegen alle Kriegshetzer und Träger des Menschheitsunheils tritt und Anfang dieses Jahres 75 Jahre alt geworden ist, hat hier einen besonderen Stil gewählt für seine 52 Märchen, um seine Gedanken an die Jugend heranzutragen. Dieses Jugendbuch soll dazu dienen, den deutschen Michel zum Weltbürger und zum Mitbruder der

Jugend aller Länder erziehen zu helfen. Die Märchen sind vor 30 Jahren geschrieben, und Lehmann-Rußbüldt hat zu ihrer neuen Ausgabe ein Nachwort hinzugefügt, in dem er die Idee, die ihn zu dem Buch und zu der gewählten Form veranlaßte, herausstellt. Eine warmherzige Würdigung der Persönlichkeit Lehmann-Rußbüldts schrieb Jakob Stöcker.

In einer 46 Seiten starken Schrift „Das tausendjährige Reich der Wiedertäufer zu Münster in Westfalen 1534 bis 1535“ (Münster, Aschendorff-Verlag, 1,20 RM) faßt Hermann Rother in knapper, gut lesbarer und klarer Form die Geschichte dieser Vorläufer des tausendjährigen Hitler-Reiches zusammen. Zur Erkenntnis der Psychologie der Massen ist auch diese Schrift ein guter Beitrag. Sie ist ein Ausschnitt aus einer im Manuskript schon fertiggestellten „Westfälischen Geschichte“.

Im gleichen Verlag veröffentlicht Heinrich Portmann „Dokumente um den Bischof von Münster“ (6 RM). Es ist eine Fortsetzung seines Buches „Der Bischof von Münster“. Die neuen Geheimakten, die hier veröffentlicht werden, bestätigen in jeder Weise die letzten Absichten des unerbittlichen Kampfes der Nationalsozialisten gegen den Bischof von Münster und sind eine ungewöhnlich deutliche Kennzeichnung der niedrigen und skrupellosen Gesinnung seiner Gegner. Hier hat nicht der große Bischof das Wort, sondern nur seine Feinde.

Georg Lukacs untersucht in seinem Buch „Karl Marx und Friedrich Engels als Literaturhistoriker“ (Berlin, Aufbau-Verlag, 4,80 RM) diese bisher wenig beachtete Seite der Arbeit der beiden Väter des Kommunismus.

Eine erregende Lektüre ist das im gleichen Verlag erschienene Buch von André Simone „Der Untergang der Dritten Republik“ (5,40 RM). Simone, der unter vielen Pseudonymen weltbekannt geworden ist, und dessen ursprünglicher Name wohl

Katz ist, ist der Hauptredakteur des illustrierten Werkes „Fünfzehn Eiserne Schritte“ die Geschichte von fünfzehn Jahren Sowjetrußland. Er redigierte gemeinsam mit Alexander Abusch, der ein Nachwort zu diesem Buch schrieb, das erste Braunbuch, und schrieb allein das zweite „Dimitroff contra Göring“. Sein Buch „Spione und Verschwörer in Spanien“ war eine Weltsensation, ebenso wie sein unter dem Titel „l'accuse“ erschienenes Buch, dessen Übersetzung der vorliegende Band ist. Er ist ein gewandter Journalist. Wieweit seine sehr subjektive Einstellung seine Ausführungen im Wert als historische Zeugnisse beeinträchtigt, ist heute noch nicht zu entscheiden. Er deckt aber wesentliche Zusammenhänge auf, die das völlige Versagen der französischen Politik gegenüber dem Aufstieg des Hitler-Reiches und Frankreichs im Kriege erklären. Wir begrüßen sein Zeugnis als weiteren Beweis für unsere Behauptung, daß auch die französische Regierung eine wesentliche Schuld daran trägt, daß Hitlers Macht sich nahezu ungehindert entfalten konnte und die Arbeit der deutschen Widerstandsbewegung, die ein Zusammengehen im Interesse Europas und der Welt mit Frankreich und England anstrebte, vergeblich bleiben mußte. D. R.

Erzähltes

Ein ungewöhnlich starkes Talent hat sich zum Wort gemeldet: Alfred R. Böttcher mit fünf Erzählungen: „Mensch ohne Maske“ (Berlin, Suhrkamp-Verlag). Jede einzelne von ihnen ist eine psychologische Sektion mit Bloßlegung der letzten Motive und in ihrer Überlegenheit von stärkster Wirkung. Seine „Helden“ hat Böttcher mit Unbarmherzigkeit wahrhaft völlig demaskiert. Nicht alle stehen auf der gleichen Höhe aber man hat den intensiven Wunsch, daß Böttcher sich an eine Aufgabe wagen möchte, zu deren Erfüllung unter den deutschen Schriftstellern nur wenige Anwärter sich finden: den großen satirischen Roman unserer Zeit zu schreiben. Er würde, wie er es in diesen Erzählungen tut, sehr viel dazu beitragen können uns vor neuen Illusionen eines wohlfeilen Optimismus im Hinblick auf die mögliche Entwicklung zu bewahren.

Das Buch von Hiltgunt Zassenhaus „Halt Wacht im Dunkel“

(Wedel, Alster-Verlag Curt Brauns) ist mehr ein Tatsachenbericht als ein Roman. Aber als solcher hat er dokumentarischen Wert. Die Verfasserin war als Dolmetscherin für die skandinavischen Sprachen in deutschen Zuchthäusern der Hitlerzeit tätig und hat es verstanden, ihre Stellung dazu auszunutzen und auszubauen, den dänischen und norwegischen inhaftierten Widerstandskämpfern, soweit es irgend möglich war, ihr schweres Los zu erleichtern. Wenn sie nicht mehr getan hätte, als den Gefangenen zu zeigen daß das menschliche Deutschland auf ihrer Seite stand und die Untaten der Gestapo und der anderen Hitlerschergen auf das schwerste verurteilte und wiedergutzumachen sich bemühte, so hätte sie genug getan; sie hat mutig das große ihr völlig bewußte Risiko der eigenen täglichen Gefährdung auf sich genommen und wir reihen dieses Buch ein in die Dokumente der Widerstandsbewegung der unbekannten Deutschen. Ergreifend die Schilderung ihrer Begegnungen mit Frederik Ramm, einem der besten und edelsten Norweger. In den Krieg führt das Buch von Alexander Parlach „Demidoff — oder von der Unverletzlichkeit des Menschen.“ (München-Leipzig, Paul List-Verlag RM 7.60). Auch dieses Buch hat dokumentarischen Wert. Es sind aus Briefen an seine Frau und einzelnen Tagebuchblättern zusammengestellte Aufzeichnungen aus der Soldatenzeit des Verfassers. Sie sind von einer unerbittlichen Ehrlichkeit, sowohl was den Verfasser selber wie seine militärische Umwelt angeht. Die Auswahl, die er traf, bezieht sich auf die Zeit die er in der russischen Stadt Demidoff unmittelbar am Feind als Soldat einer Nachrichtentruppe verbrachte. Er war in einem Bewährungskommando, da er wegen seiner menschlichen Einstellung natürlich verdächtig und verurteilt war. Die Berechtigung zur Veröffentlichung ist schon dadurch gegeben, daß sein Buch wesentlich dazu beitragen kann, das deutsche Gedächtnis zu stärken und den durch die Entwicklung der Nachkriegszeit und die Not in Deutschland deprimierten und verstimten Soldaten die Illusion zu nehmen, als ob das alles früher doch nicht so schlecht gewesen wäre. Es ist ein Dokument gegen den Militarismus und gegen den Krieg. Das allein wird ihm Wert verleihen, auch wenn nicht die saubere menschliche Art und die scharfe Beob-

achtungsgabe des Verfassers hinzukämen. Reizvoll sind die eigenhändigen Zeichnungen, die er dem Buch beigab. Es ist dringend zu wünschen, daß dieses Buch weite Verbreitung findet.

Der große Roman von Johanne Tralow „Irene von Trapezunt“ (Wiesentheid, Droemersch Verlagsanstalt) schildert die Zeit, als Mahomed II. 1452 durch die Eroberung Konstantinopels das byzantinische Reich vernichtete. Er erspart uns nichts von der Sittenverwilderung in Byzanz und von den Greueln, die bei und nach der Eroberung verübt wurden. Der Tiefstand der Moral, der bis weit in kirchliche Kreise ging und sich in der Art von geistigen und moralischen Epidemien wie Flagellantismus äußerte, wird mit einer nervenbeanspruchenden Drastik dargestellt, die vor keiner grausamen Wirklichkeit zurückschreckt. Ein helles Licht fällt auf die Prinzessin Irene, die zur Gattin des letzten Kaisers von Byzanz vorgesehen war. Zwischen ihr und Mahomed II. entwickelte sich eine schicksalhafte Liebe, ohne daß sie zur Erfüllung gelangte. Es ist ein großer Wurf, aber die Lektüre wird einem nicht leicht gemacht, weil sie von einem staunenswerten kulturhistorischen Wissen des Verfassers zu sehr beschwert ist. Es ist mühsam, sich allein schon durch die in aller Ausführlichkeit wiedergegebenen Titel und Namen durchzufinden, aber als ein dichterischer Wurf und ein Stück Sittengeschichte hat die Arbeit ihren Wert.

Eine stille und feine Erzählung ist das Büchlein von Elfriede Kauffmann „Das Schilftal“ (Tübingen-Stuttgart, Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins), in dem die Begegnung eines jungen Mädchens mit einem alten Mann geschildert wird, der aus seinem Schicksal, das ihn als Vertriebenen aus der Bahn geworfen hat, eine echte und verstandene Liebe für alle fand, die zu der Sekte der „Ausgestoßenen des Lebens“ gehörten, die sich für ihn zu einer Bruderschaft von entäußertem Menschsein gestaltete.

Der Roman von Arne Vaagen „Wogen im Oldersund“ (Berlin F. A. Herbig-Verlag), deutsche Übersetzung von Tabitha von Bonin, bringt uns die Bekanntschaft mit einem starken Erzählertalent, das auch in der Örtlichkeit stark an Hamsun erinnert. Es ist die Geschichte und das Erleben von Menschen in einem kleinen norwegischen Ort,

der sich zu einem Handelsplatz entwickelt. Jede einzelne der Personen hat ihren klaren Umriß und ihr ausgeprägtes Gesicht. Die Schicksale von Männern und Frauen in Liebe und Haß, in Glück und Tod sind durch die dichterische Kraft zur Allgemeingültigkeit emporgehoben. Mit großer Kunst ist die Frau geschildert, die einem Manne zum Schicksal wird. Sie ist schuldlos-schuldig, da sie bei ursprünglich gutem Charakter und nicht bösem Willen ihren Trieben unterliegt und endlich aus der Verstrickung den entsöhnlichen Weg in einen freiwilligen Tod zu gehen. Die Eindeutigkeit dieses Romans bedeutet eine erfreuliche Erweiterung unserer Kenntnis norwegischer Erzählkunst. In dem Bande „Amerikanische Kurzgeschichten“ (Sammlung Dieterich, Band 61, Leipzig Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) sind Kurzgeschichten vereinigt von Washington Irving, Nathaniel Hawthorne, Edgar Allan Poe, Herman Melville, Fitz-James O'Brien, Mark Twain, Bret Harte, O. Henry und Jack London. Unter ihnen wahrhafte Perlen, die schon ihren Ruhm in Deutschland besitzen, so die beiden Kurzgeschichten von Edgar Allan Poe, die ich drei von Mark Twain und Bret Harte, Washington Irving's „Rip van Winkle“ und Jack London's „Nur Fleisch“. Bemerkenswert sind auch die drei Kurzgeschichten von Nathaniel Hawthorne und die eine von Herman Melville. Die deutsche Übersetzung ist von Elisabeth Seidel und Karl Danz, und Leo von Hübner schrieb eine verständnisvolle Einleitung.

Begrüßenswert ist, daß Peter Fleming wieder in deutscher Übersetzung zu haben ist. Im 19.—23. Tausend erschienen sein „Brasilianisches Abenteuer“ (Hamburg-Stuttgart, Rowohlt-Verlag) in der deutschen Übersetzung von Hans Büttow. Erstmals lasen wir es im Jahre 1935, geschrieben ist es 1933 und unter dem englischen Titel „Brazilian Adventure“ erschienen. Mit Freude genießt man wieder die so lebendigen Schilderungen dieses hochbegabten Journalisten. Es handelt sich bekanntlich um die Expedition nach dem im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett.

Auf einer anderen Ebene, aber gleichfalls von besonders journalistisch-reporterhafter Begabung, liegt bekanntlich der jüngstverstorbene Egon Erwin Kisch. Jetzt ist im Aufbau-Verlag, Berlin sein

Buch „Landung in Australien“ erschienen, das seine Reise nach und durch Australien schildert, die aus einem wahrhaft abenteuerlichen Anlaß begann. Er weilte in Marseille als König Alexander der Zweite von Jugoslawien ermordet wurde, und als in der daraus entstandenen Panik und der Wut der Franzosen über die Verletzung der Gastfreundschaft — der Täter hatte einen tschechischen Paß — alle Männer mit gleichem Paß von Verhaftung bedroht waren, kehrte Kisch als tschechoslowakischer Staatsangehöriger infolgedessen gern Marseille und Europa den Rücken. Scharfäugig hat er die Probleme Australien erfaßt. D. R.

Wertbeständiges

Mit wirklicher Freude zeigen wir den ersten Band der Tusculum-Bücher an, die in ihrer bewährten Form des gegenübergestellten Originaltextes und der deutschen Übersetzung mit einem sachkundigen Nachwort und Anmerkungen eine Sehnsucht aller Freunde der Tusculum-Bücher und ihres Verlegers Dr. Ernst Heimeran, München, erfüllen. Plutarchs „Kinderzucht“ kann auch heute wesentliche Anregungen geben, da sie den Weg predigt, der zwischen Maßlosigkeit und innerer Trägheit liegt. Die Verheißungen für den Fortgang der Tusculum-Bücher sind vielversprechend: Aischylos-Orestie; Homers Ilias; Petron-Satiricon; Plautus-Komödien; Properz-Elegien; Sibyllinische Weissagungen; Vergil-Katalepton, Bukolika, Georgika; der Quellenband Antike Astronomie und endlich das Tusculum-Lexikon für die griechisch-lateinischen Autoren. — Es ist wahrhaft ein Trost, daß ein Mann wie Ernst Heimeran nun wieder in voller Tätigkeit steht.

*

Das Muster einer Biographie ist das Buch „Jonathan Swift“ von Monty Jacobs (Berlin, Wedding-Verlag. RM 7.50 br.). Diese saubere und gründliche Arbeit, die weder Swift noch seiner Zeit etwas schuldig bleibt, erschien nach dem Tode des unvergessenen Monty Jacobs, des Erich Schmidt-Schülers, Literaturhistorikers und Berliner Theaterkritikers, der in der Emigration zu Weihnachten 1945 in London gestorben ist. Es spricht für Jacobs' Art, daß er sich von allen Künsteleien fernhielt, zu denen Swifts Charakter und Schicksal wohl ver-

leiten könnten, und in bewundernswerter Klarheit eine wissenschaftlich erschöpfende und menschlich tiefgründende Untersuchung gab.

Von Walt Whitman erschien in der Übersetzung von Hans Reisiger „Demokratische Ausblicke“. Der Verlag Suhrkamp, Berlin, setzt hiermit seine Arbeit für echte Demokratie fort.

Die doppelsprachige Ausgabe der Sonnets d'Amour von Pierre de Ronsard (Mainz, Churfürstenverlag. RM 3,50), in der Übersetzung von Franz und Hanns H. Faßbinder, ist durchaus gerechtfertigt. Ronsard galt nach der Veröffentlichung seiner Oden 1550 als der „Fürst“ der französischen Dichter, geriet dann mit seinen Werken in Vergessenheit, bis Ste. Beuve ihn, der der Aufmerksamkeit und der Liebe Goethes nicht entgangen war, wieder entdeckte. Der Reiz der Sonette gerade im Urtext nimmt auch heute durch die Fülle der Liebe und der zarten Gefühle gefangen.

In der Reihe „Geistiges Europa“, die Bücher über geistige Beziehungen europäischer Nationen herausgibt nach dem Plan ihres Begründers, des Literaturhistorikers A. E. Brinckmann, ist in der Übersetzung des Herausgebers Madamede Staëls berühmtes Buch „De l'Allemagne“ unter dem Titel „Deutschland und Frankreich“ erschienen. In seinem Nachwort weist Brinckmann eindringlich auf die Bedeutung dieses Buches für die Vertiefung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland hin. — In der gleichen Reihe läßt Brinckmann eine Anthologie aus den Prosadichtungen Friedrich v. Schillers erscheinen mit dem Titel „Gesetz / Freiheit / Menschentum“. Beides dankenswerte Beiträge.

In den Schriften zur Humanität, gekennzeichnet als politisch-historische Bücher, erschien als Band 5 Wilhelm v. Humboldts „Grenzen des Staates“ mit einer Einführung von Dr. Hans Schumann (Frankfurt a. M., Siegel-Verlag). Humboldt liefert bestes Rüstzeug im Kampf gegen die Allmacht des Staates und seinen Versuch, seine Befugnisse in die privateste Sphäre auszudehnen.

Von der Kleinen Stuttgarter Ausgabe von Hölderlins Sämtlichen Werken ist der erste Band erschienen (Stuttgart,

I. G. Cotta. RM 10,—). Hölderlins Werke werden im Auftrage des Württembergischen Kultusministeriums von Friedrich Beissner herausgegeben. Der erste Band umfaßt die Gedichte bis 1800 und bringt wertvolle Erläuterungen. Das Gefühl der besonderen schwäbischen Verpflichtung gegenüber Hölderlin hat dazu geführt, daß diese Ausgabe auf gutem Papier aus der Fabrik Scheufelen erscheinen konnte, gedruckt in der Buchdruckerei Chr. Scheufele Stuttgart, sorgfältig eingebunden und mit ausgezeichneten Lichtdruckbeilagen. Hier entsteht eine Ausgabe, die auch verwöhntem Geschmack genügt und wirklich repräsentativ ist.

In der Sammlung „Texte der europäischen Literatur“ ist als erster Band erschienen: Adalbert Stifters „Vorrede zu Bunte Steine“ und „Kalkstein“. Der Herausgeber der Reihe, Adolf v. Grolman, schrieb die Einführung (Hamburg, Heinrich Ellermann). Wir haben nicht vergessen, daß der Verlag Ellermann sich besondere Verdienste um die Pflege der Lyrik in der Zeit der erschwerten Verlagsarbeit erworben hat. — Jetzt bringt er in schmalen Heftchen Gotthold Ephraim Lessings „Sinngedichte“ mit der Gedenkrede Herders auf Lessing. Weiter Arthur Rimbauds „Illuminationen“ mit einem Vorwort von Paul Verlaine, die Gerhart Haug ins Deutsche übertrug, und die „Kleine französische Anthologie“, herausgegeben von Georg Schneider, der ein Nachwort dazu schrieb. Die Auswahl von Victor Hugo bis zu Paul Verlaine und Jean Cocteau zeigt eine gute Kenntnis der französischen Literatur. Auch die Schrift von Wilhelm Waibliger „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn“ aus dem Jahre 1830 ist nicht nur für den Literaturhistoriker interessant.

Besondere Freude bedeutet es, daß Karl Rauch, dessen Haltung in der Nazizeit unvergessen bleibt, mit seinem Verlag wieder an der Arbeit ist und zwei Neuerscheinungen vorlegt. „Goethes Gedichte“ in Auswahl (RM 8,40), herausgegeben von Bernt v. Heiseler, und Stéphane Mallarmés „Gedichte“ (RM 4,—) mit dem französischen und deutschen Text, in der deutschen Übertragung von Fritz Usinger. In der zweisprachigen Ausgabe des Verlages

ist auch eine gute Übertragung ins Deutsche von Jean Racines „Hymnen und geistliche Gesänge“ erschienen. Die Übersetzung stammt von Wilhelm Willige und stützt sich auf den 4. Band der Gesamtausgabe von Racines Werken aus dem Jahre 1865. — Besonders verdienstvoll erscheint es uns, daß auch Paul Valéry's „Amt und Geheimnis der Académie Française“ in der deutschen Übertragung von Peter M. Schön (RM 2,50) herausgegeben wurde. Diese Schrift gibt eine erschöpfende Erklärung über das Wesen und die große Wirkung der Akademie.

Von Thomas Carlyles „Die Französische Revolution“ ist eine deutsche Übertragung von Isolde Anger erschienen (Berlin, Safari-Verlag, RM 18,50). Das Buch hat auch heute seinen aktuellen Wert, da Carlyle in unerbittlichem Wahrheitsfanatismus seinen Standpunkt vertritt, daß Macht Recht sein müsse, wenn sie irgendeinen Anspruch auf Dauer erheben wolle.

Johann Karl August Musäus' „Volkmärchen für Deutsche“ sind in zwei Bänden mit Illustrationen von Josef Hegenbarth erschienen (Berlin, E. Schmidt). Der erste Band enthält die „Legenden von Rubezahl“, der zweite Band „Die Nymphen des Brunnens“ und „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern“. Der Reiz der Volksmärchen ist unverblaßt in ihrer eigenartigen Verbindung von phantasievoller Poesie und nüchternem Denken. Erstmals erschienen die Volksmärchen im Jahre 1772. Sie erfahren eine starke Unterstützung durch die Zeichnungen von Josef Hegenbarth, der seinen ganz persönlichen Stil und eine starke innerliche Beziehung zu dem Gegenstand hat, wohl gerade zur Gestalt Rubezahls.

*

Wir wollen nicht Ernst Hardt heute schon unter die Klassiker einreihen, dazu steht er uns als Mensch und als Dichter noch viel zu nahe. Zum Wertbeständigen aber werden wir seine Werke rechnen und verzeichnen mit Befriedigung, daß nun ein Band Erzählungen (RM 6,—) von ihm erschienen ist. Der Insel-Verlag, Zweigstelle Wiesbaden, unter der besonnenen und feinsinnigen Leitung von Dr. Michel hat hier eine Verpflichtung eingelöst. Aufgenommen sind: Morgen-grauen / Die große Reise / Itys und

Psyche / Gespenster / Der Ritt nach Kap Spartell / Josua, Bein des Jani / Die Posaune des Gerichts / Träume / Fatema. Auch Richard von Schaukals „Einsame Gedankengänge 1934—39“ (München, Karl Alber, RM 7,20) dürfen wegen der persönlichen Haltung Schaukals zu Gott und Welt auf Beachtung rechnen. Sie sind gegliedert in: „Grenzen der Erkenntnis“ und „Unbefangene Betrachtungen“.

Wir rechnen zum Unvergänglichen auch Gerhart Hauptmanns Novelle „Mignon“ (Berlin, Suhrkamp), die er im Herbst 1944 vollendete. Es ist eine echt Hauptmannsche Novelle im Motiv wie in der Ausführung und berichtet von einer Begegnung mit einer mignon-ähnlichen Mädchengestalt im italienischen Tessin; ein spukhafter Goethe tritt leibhaftig auf. Es ist eine Gespenstergeschichte, aber von hohem Rang, weil ein Dichter hier verborgene Sehnsüchte seines eigenen Herzens mit zartester Hand malt.

D. R.

Schriftenreihen

Der Verlag Heinrich Ellermann, Hamburg, legt eine weitere Serie von Gedichten und Schriften in einem schmalen Broschüren-Format, das aber anspricht, vor. Eine Würdigung im einzelnen verbietet der Raum. Wir müssen uns auf den Hinweis, daß hier Gutes geboten wird, beschränken. Uns gingen zu: Adolf v. Grolman „Zu einem Gedicht von Adalbert von Chamisso“; es handelt sich um Salas y Gomez, das Grolman den heutigen Lesern nahebringt. Weiter eine Interpretation des Werkes von Georg Trakl von Egon Vietta; eine „Untersuchung über das Dichterische“ von Johannes Pfeiffer; ein Gedicht von Georg Schneider „Die Fensterrose“; Wolf v. Niebelschütz' „Po-

saunen-Konzert“; Friedrich Schnack „Kleine Auslese“; Hans Egon Holthusen „Klage um den Bruder“; Hans Leip „Heimkunft“ und endlich Jean Moréas „Gedichte“ in der deutschen Übertragung aus dem Französischen von Gottfried de Beauclair.

Den Gegebenheiten der Zeit tragen auch im Äußeren die Schatullendrucke des Verlages Götz Schwippert, Bonn, Rechnung. Sie bringen in einfachster Ausstattung broschiierte Sonderdrucke und Neuauflagen wesentlicher Beiträge zur Weltliteratur und zum Weltchrifttum. Der Gedanke ist fruchtbar, weil die Auswahl von Peter Bevelius zeigt, daß er das Gute nimmt, wo er es findet, sofern es edle Zeugnisse für den ewig gültigen Geist der Wahrheit sind. Die Heftchen werden in vier Abteilungen zusammengehalten:

1. „Die Schatullendrucke“, Heft 1: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet“ von Friedrich v. Schiller; Heft 2: „Regeln für Schauspieler“ von Wolfgang v. Goethe; Heft 3: „Über das Marionettentheater“ von Heinrich v. Kleist; Heft 4: „Über die Bedeutung des Chors“ von Franz Grillparzer; Clemens Brentano „Das Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag“; Joh. Wolfgang v. Goethe „Das Märchen“.

2. „Die Liebes-Schatulle“: Plato „Das Gastmahl“; P. J. de Crebillon „Die Verführung“; Arthur Schopenhauer „Über die Weiber“; Jean Paul „Über das Immergrün unserer Gefühle“; Abbé Galiani „Gespräch über die Frauen“; „Das Hohelied Salomons“ in der Verdeutschung von Goethe.

3. „Die Zinsgroschen-Schatulle“: Novalis „Die Christenheit oder Europa“; Marx/Engels „Das kommunistische Manifest“; „Urkunde der Vereinten Nationen“; Papst Leo XIII. „Rerum Novarum“.

D. R.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Dr. Heinrich Baron, Quinta da Marinha/Portugal, 15. 7. 1900 Dortmund — Johannes von Elmenau, Frankfurt/Main, 26. 11. 1906 München — Dr. Egon von Petersdorff, Merano, 8. 1. 1892 Posen — Dr. Richarda Lotter, Berlin, 25. 2. 1908 Stuttgart — Prof. Dr. Wilhelm Röpke, Genf, 10. 10. 1899 Schwarmstedt — Erika Hantel, Ried/Oberaudorf, 8./8. 1889 Lublinitz/O.S. — Dr. Hugo Hartung, Potsdam, 17. 9. 1902 Netzsckau — Hermann Fricke, Berlin, 19. 2. 1895 Elberfeld — Hanna Binder-Kommer, Oberndorf, 30. 7. 1886 Metz — Fritz Mindewitz, Weimar, 15. 11. 1915 Bautzen — Dr. Max Krell, Florenz, 24. 9. 1887 Wermisdorf-Hubertusburg